Reichs-Elternwarte

Die Brücke zwischen Schule und Elternhaus

Interdepartmental Committee
for the Acquisition of
Foreign Publications
3
NOV 5 1945
Serial Record Division
The Library of Congress

Heft 11 1941

Erscheint vierzehntäglich
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.

Mutter und Kind

Aufnahme: A. Plösser

Wer darf die Bezeichnung „Frau" führen?

Neue Bestimmungen des Reichsinnenministers.

Unverheiratete weibliche Personen dürfen im täglichen Leben die Bezeichnung „Frau" führen, ohne daß hierzu eine amtliche Genehmigung erforderlich ist. Im Behördenverkehr ist dies jedoch nicht gestattet. Lediglich Mütter eines unehelichen Kindes sind auch im amtlichen Verkehr als „Frau" zu bezeichnen, wenn sie vor der für ihren Wohnsitz oder gewöhnlichen Aufenthaltsort zuständigen Ortspolizeibehörde die Erklärung abgegeben haben, die Bezeichnung „Frau" führen zu wollen. Eine minderjährige uneheliche Mutter darf die Erklärung nur mit vorheriger Zustimmung ihres gesetzlichen Vertreters abgeben. Die Annahme der Bezeichnung „Frau" ist schriftlich oder zu Protokoll der Polizeibehörde zu erklären. Die Erklärung kann widerrufen werden. Der unehelichen Mutter ist auf Antrag eine Bescheinigung auszustellen, daß sie die Erklärung abgegeben hat, die Bezeichnung „Frau" führen zu wollen. Während nun nach den bisher geltenden Bestimmungen bei einem Wechsel des Wohnsitzes die Erklärung gegenüber der Ortspolizeibehörde wiederholt werden mußte, bedarf es auf Grund einer neuen Verfügung des Reichsinnenministers dieser Wiederholung nicht mehr. Die einmal abgegebene Erklärung bleibt vielmehr grundsätzlich bis zu ihrem ausdrücklichen Widerruf wirksam. Die uneheliche Mutter kann ihre Berechtigung zur Führung der Bezeichnung „Frau" jederzeit durch die oben erwähnte Bescheinigung nachweisen, die ihr auf Antrag von der Ortspolizeibehörde ausgestellt wird.

Nimmt eine unverheiratete weibliche Person die Bezeichnung „Frau" an, so muß sie sich dennoch bei amtlichen Erhebungen über den Familienstand wahrheitsgemäß als ledig bezeichnen.

Die vorstehenden Ausführungen gelten entsprechend für unverheiratete weibliche Personen, die ein Kind an Kindes Statt angenommen haben. Auch sie dürfen sich nach Abgabe einer entsprechenden Erklärung gegenüber der Polizei als „Frau" bezeichnen.

Diese Vorschriften des Reichsinnenministers sind geeignet, die soziale Schlechterstellung der unehelichen Mütter in angemessener Weise zu mildern. Volksgenossinnen, die einem Kinde das Leben geschenkt oder ein Kind an Kindes Statt angenommen haben, dürfen sich nicht nur Mutter, sondern auch „Frau" nennen, da sie ja die eigentliche Aufgabe der Frau erfüllen, die in der Betreuung und Erziehung von Kindern besteht. Dr. M.

Das uneheliche Kind in der Schule!

Im heutigen Staat wird der Wert eines Menschen nicht nach Stand und Geburt bestimmt, sondern nach seinen körperlichen und geistigen Fähigkeiten. Infolgedessen ist auch die Stellung zum unehelichen Kinde eine andere als diejenige früherer Zeiten. Ein biologisch wertvolles Kind wird auch dann, wenn es nicht aus einer staatlich sanktionierten Ehe stammt, als vollwertiges Glied in die Volksgemeinschaft aufgenommen; es wird ihm der gleiche Schutz und die gleiche Förderung zuteil wie dem ehelichen Kinde.

Aus diesen Erwägungen hat der Reichsminister für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung sich in einem Erlaß mit der Behandlung des außer der Ehe geborenen Kindes in der Schule befaßt und folgendes bestimmt:

Auf Grund einer Anregung des Stellvertreters des Führers weise ich darauf hin, daß die Einordnung außer der Ehe geborener Kinder in die Volksgemeinschaft der Schule grundsätzlich von deren rassischem und erbbiologischem Wert bestimmt wird und daß sich hiernach auch die erzieherische Behandlung dieser Kinder zu richten hat. Für die erzieherische Einwirkung innerhalb sämtlicher mir unterstellten Schulen ordne ich an:

„Außer Ehe geborene, rassisch und erbbiologisch wertvolle Kinder sollen unbelastet von herkömmlichen Vorurteilen in die Volksgemeinschaft eingehen. Lehrer und Lehrerinnen sind daher verpflichtet, alles zu vermeiden, was das Kind in der Wertschätzung der Mitschüler und in der weiteren Umwelt herabsetzen und in ihm selbst Minderwertigkeitsgefühle erwecken könnten. Alle Fragen, die die außer der Ehe erfolgte Geburt berühren, z. B. gelegentlich der Aufstellung von Schülerlisten, der Ausfüllung von Formularen der verschiedensten Art, der Aufstellung von Ahnentafeln — sind mit angemessener Zurückhaltung zu behandeln. Darüber hinaus wird der umsichtige Lehrer auf Grund des zwischen Lehrer und Schüler natürlich gegebenen Vertrauensverhältnisses jede Möglichkeit wahrnehmen, dem häufig schweren inneren Konflikten ausgesetzten Schüler gütig beizustehen."

Taktvolle Lehrer sind schon früher in der jetzt ausdrücklich angeordneten Weise verfahren. Allein die Erwägung, daß die unehelichen Kinder selbst keine Schuld daran tragen, daß sie nicht als eheliches Kind zur Welt gekommen sind und daß sie vielfach ein geordnetes Elternhaus vermissen müssen, sollte alle Volksgenossen veranlassen, unehelichen Kindern nicht lieblos gegenüberzutreten, sondern sie besonders gut und entgegenkommend zu behandeln. Dr. M.

Laufbahnen des gehobenen Staatsdienstes

In Heft 6 des Amtsblattes des Reichserziehungsministeriums „Deutsche Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung" wird die Ausbildungs- und Prüfungsordnung für die Anwärter des gehobenen Dienstes im Geschäftsbereich des Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung vom 10. 3. 1941 veröffentlicht. Als Zivilanwärter werden Bewerber zugelassen, die

a) der NSDAP. oder einer ihrer Gliederungen angehören,
b) die gesetzlichen Voraussetzungen für die Ernennung zum Beamten erfüllen,
c) das Abschlußzeugnis einer anerkannten vollausgestalteten Mittelschule bzw. das Abschlußzeugnis einer sechsklassigen Hauptschule oder einer sechsklassigen Bürgerschule mit dem Vermerk, daß dieses Zeugnis mit dem Abschlußzeugnis einer anerkannten vollausgestalteten Mittelschule gleichzustellen ist, oder eines als vollausgestaltet anerkannten Aufbauzuges an einer Volksschule oder das Zeugnis des erfolgreichen Besuchs einer öffentlichen oder staatlich anerkannten Handelsschule mit zweijährigem Lehrgang oder einer höheren Handelsschule besitzen und
d) die deutsche Kurzschrift nach der Prüfungsordnung für Kurzschreiben bei Behörden beherrschen.

Daneben können auch solche Bewerber zugelassen werden, die statt der Zeugnisse zu c das Zeugnis über den erfolgreichen Besuch von sechs Klassen einer öffentlichen oder staatlich anerkannten höheren Lehranstalt oder von vier Klassen einer solchen Aufbauform besitzen.

Diese Bewerber sollen bei ihrer Vormerkung nicht älter als 18 Jahre sein, es sei denn, daß sie das Reifezeugnis einer höheren Lehranstalt besitzen. Bewerber mit diesem Zeugnis sollen erst nach Ableistung des Arbeits- und Wehrdienstes eingestellt werden.

Dem Gesuch sind folgende Unterlagen beizufügen:

a) ein vom Bewerber selbst verfaßter und handschriftlich gefertigter Lebenslauf,
b) ein amtsärztliches Gesundheitszeugnis,
c) polizeiliche Führungszeugnisse seit der Schulentlassung,
d) etwaige Zeugnisse über bisherige Beschäftigung,
e) die Urkunden zum Nachweis der Abstammung nach Formblatt 2 der DurchfVO. zum DBG.,
f) die Einverständniserklärung des Vaters oder Vormundes,
g) ein Lichtbild,
h) die parteiamtliche Bescheinigung über die Zugehörigkeit zur NSDAP. oder zu einer ihrer Gliederungen,
i) das Abschluß-Schulzeugnis.

Die Ausbildung gliedert sich in die Lehrzeit und den Vorbereitungsdienst. Die Lehrzeit soll sich möglichst an die Schulzeit anschließen; sie dauert zwei Jahre, kann aber verkürzt werden, wenn der Dienstanfänger das 18. Lebensjahr überschreitet und zur Uebernahme in das Beamtenverhältnis geeignet erscheint. Während der Lehrzeit führen die Dienstanfänger die Dienstbezeichnung „Verwaltungslehrling". Das erste Vierteljahr gilt als Probezeit; der Verwaltungslehrling erhält während dieser Zeit monatlich 30 RM. Alsdann werden bei zufriedenstellenden Leistungen gewährt: im ersten Dienstjahr monatlich 50 RM. und im zweiten Dienstjahr monatlich 60 RM. Nach der Lehrzeit wird er Verwaltungslehrling unter Berufung in das Beamtenverhältnis zum „Regierungsinspektor-Anwärter" ernannt. Der Vorbereitungsdienst dauert in der Regel drei Jahre. Er wird zur Ableistung des Arbeits- und Wehrdienstes unterbrochen. Der Regierungsinspektor-Anwärter erhält einen Unterhaltszuschuß nach den vom Reichsfinanzminister aufgestellten Grundsätzen und Kinderzuschläge nach den für die planmäßigen Beamten geltenden Vorschriften. Die Vorbereitungszeit schließt mit einer Prüfung ab. Die Anwärter, die die Prüfung bestanden haben, erhalten die Dienstbezeichnung „außerplanmäßiger Regierungsinspektor" bzw. „außerplanmäßiger Universitätsinspektor" usw. Sie werden, wenn Planstellen verfügbar sind, als „Regierungsinspektor" bzw. „Universitätsinspektor" usw. angestellt. Dabei erhalten die außerplanmäßigen Inspektoren, die Frontkämpfer sind bzw. ihrer aktiven Dienstpflicht genügt haben, den Vorrang.

*

Die Laufbahn des Rechtspflegers ist durch die Ausbildungsverordnung des Reichsinnenministers vom 26. 2. 1941 (2321 — VII. a 11 547) neu geordnet worden. Zum planmäßigen Beamten des gehobenen Justizdienstes kann nur ernannt werden, wer einen Vorbereitungsdienst abgeleistet und durch Ablegung der Rechtspflegerprüfung die Befähigung zum Rechtspfleger erworben hat. Zum Vorbereitungsdienst werden zugelassen Zivilanwärter, die

a) das 18. Lebensjahr vollendet haben und an dem Tage, an dem sie den Antrag stellen, nicht älter als 30 Jahre sind,
b) der Partei oder einer ihrer Gliederungen angehören,
c) die gesetzlichen Voraussetzungen für die Ernennung zum Beamten erfüllen,
d) die deutsche Kurzschrift beherrschen,
e) das Abschlußzeugnis einer anerkannten vollausgestalteten Mittelschule oder eines als vollausgestaltet anerkannten Aufbauzuges an einer Volksschule oder das Zeugnis des erfolgreichen Besuches von sechs Klassen einer öffentlichen oder staatlich anerkannten höheren Lehranstalt oder von vier Klassen einer solchen in Aufbauform oder das Zeugnis des erfolgreichen Besuches einer öffentlichen oder staatlich anerkannten Handelsschule mit zweijährigem Lehrgang oder einer höheren Handelsschule besitzen und
f) die vorgeschriebene Lehrzeit abgeleistet haben. Zivilanwärter, die das Reifezeugnis einer höheren Lehranstalt besitzen, sind von der Lehrzeit befreit.

Die Lehrzeit dauert zwei Jahre. Sie soll sich in der Regel an die Schulzeit anschließen; sie ist von einem Mindestlebensalter abhängig. Während der Lehrzeit führt der Dienstanfänger die Dienstbezeichnung Justizschüler. Er erhält im ersten Dienstjahr monatlich 50 RM, im zweiten Dienstjahr 60 RM.

Der Vorbereitungsdienst soll sich in der Regel an den Arbeits- und Wehrdienst anschließen. Er dauert drei Jahre. Die Dienstbezeichnung während dieser Zeit ist Rechtspflegeanwärter. Er erhält einen Unterhaltszuschuß und Kinderzuschläge.

Nach Beendigung des Vorbereitungsdienstes wird der Rechtspflegeranwärter zur Rechtspflegerprüfung zugelassen, die vor einem Ausschuß des Reichs-Justizprüfungsamtes abgelegt wird. Nach bestandener Prüfung wird der Anwärter zum außerplanmäßigen Justizinspektor ernannt. Die planmäßige Anstellung erfolgt mit der Amtsbezeichnung „Justizinspektor". Sie können zu Justizoberinspektoren, zu Justizamtmännern und Justizverwaltungsräten befördert werden.

Heft 11 1941

Reichs-Elternwarte

Herausgeber: Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Aufnahme: Gnilka - Schröder

„Wahre deutsche

Vom Sinn und von den Aufgaben der

Von Johannes Otto

Man setzt einen Jungen auf ein Pferd.

„Nun reite!“ lautet der Befehl.

Der Junge versucht, ihn auszuführen. Aber unerfahren in der Kunst des Reitens und von dem Pferd, das gar bald spürt, daß es einen Unerfahrenen trägt, nicht als sein Herrn anerkannt, liegt er über kurz oder lang im Sand.

„Was wird der Junge jetzt tun, und wie wird er sich nun verhalten?“ Das sind die Fragen, die sich aus diesem „Fall“ ergeben.

Der Junge wird sie selber beantworten. Und je nachdem, was in ihm steckt, je nachdem, was er für ein Kerl ist, kann diese Antwort verschieden lauten.

Der Hasenfuß, der die Gefahr fürchtet und dem Abenteuer aus dem Wege geht, reibt sich die schmerzenden Glieder, läßt das Pferd Pferd sein und macht fortan einen großen Bogen um das wilde Tier. Nochmals zum Reiten aufgefordert oder gezwungen, sucht er sich vorsichtig den allerfrömmsten Gaul aus, der, seines eigenen, beschaulichen Daseins froh, keine Neigung zeigt, aufzubegehren, und der sich auch von dem Schwächling lenken läßt.

Der andere Junge jedoch, dem Feigheit und Drückebergerei auf Grund seines Wesens fremd sind, wird vor Ingrimm seiner Schmerzen kaum gewahr. Vor Ingrimm, wohlgemerkt, nicht über das Pferd, sondern über sich selbst und seine Niederlage. Er wird als erstes das reiterlose Roß wieder einfangen oder doch einzufangen versuchen, und — mag er auch noch so oft herunterpurzeln -- es immer wieder besteigen, bis er Herr über das Tier und das heißt ein Reiter geworden ist.

„Es unterliegt keinem Zweifel“, sagte SS-Obergruppenführer Heißmeyer, der Inspekteur der Nationalpolitischen Erziehungsanstalten, als er jüngst auf einem vom Reichserziehungsminister veranstalteten Presseempfang u. a. auch über die Grundsätze bei der Auswahl der Schüler dieser Anstalten sprach und dieses Beispiel anführte, „welche von diesen beiden Jungentypen die wertvollere ist“.

Haltung als zumindest als Anlage erkennbarer Wesenskern wird von jedem Zögling einer „Napola“, diesem neuen, 1933 von Reichserziehungsminister Rust geschaffenen besonderen Typ deutscher Erziehungsstätten, gefordert. Wer jene Haltung während der acht Tage dauernden Auslese unter den Bewerbern nicht beweist, oder bei wem es sich später herausstellt, daß er nicht das hält, was er im Auslese- und Aufnahmeverfahren versprach, gilt für den Besuch einer Nationalpolitischen Erziehungsanstalt als ungeeignet. Denn es ist deren Erziehungsziel, „aus einer Auslese von körperlich, charakterlich und geistig besonders befähigten Jungmannen Nationalsozialisten zu erziehen, die, tüchtig an Leib und Seele, die Gewähr dafür bieten, daß sie das Leben des deutschen Volkes, das erst in der Nationalsozialistischen Revolution seine Einheit fand, wirksam mitgestalten und zu ihrem Teile dafür sorgen, daß Deutschland niemals mehr sich innerlich spaltet oder gar auseinanderfällt“. (Otto Calliebe, Vizeinspekteur der Nationalpolitischen Erziehungsanstalten.)

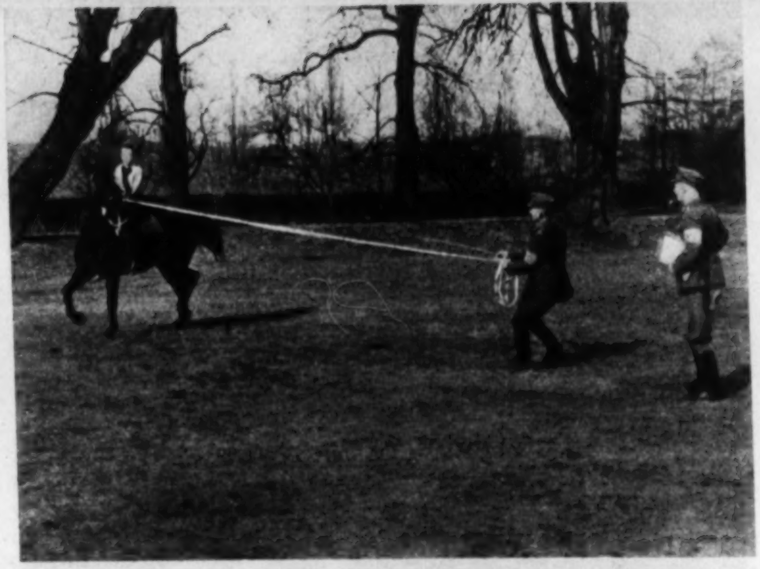
Dieses Hochziel der Erziehung ist für Deutschland ebenso neu wie für die bisherigen Schulen, die ja in erster Linie Wissen und Können vermittelten, also Bildungsanstalten waren, unerreichbar. Erstmalig in der deutschen Geschichte finden wir in ihm die Idee einer Volkserziehung und Volksführung abgezeichnet, für die das Deutschland früherer Jahrhunderte, insbesondere aber das Deutschland vor 1933 weder Sinn noch Neigung hatte.

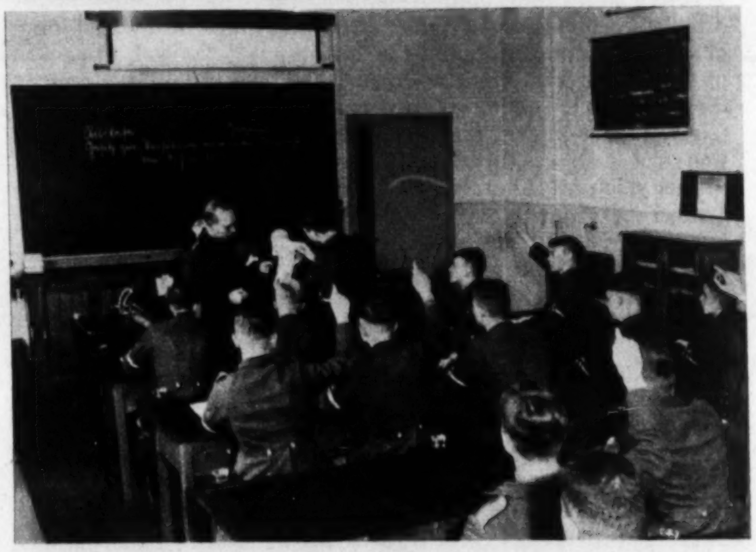
Dadurch, daß die Nationalpolitischen Bildungsanstalten grundsätzlich jedem befähigten Jugendlichen offen stehen, daß für die Aufnahme weder die wirtschaftliche Lage noch der Stand der Eltern, sondern außer deren Einwilligung lediglich das rassische Erbbild, die körperliche, charakterliche und geistige Veranlagung des Jugendlichen entscheidend

Erziehungsburgen"

Nationalpolitischen Erziehungsanstalten

Aufnahmen: Atlantic-Photo und Dr. Weskamp





sind, wird die Gewähr gegeben, daß durch sie wirklich die Besten zum Wohle des Reiches gefördert werden, und daß durch sie der nationalsozialistische Gedanke verwirklicht wird, das in allen Volkskreisen vorhandene wertvolle Erbgut zur Entwicklung zu bringen und der Volksgemeinschaft nutzbar zu machen.

Die Erziehung in den Nationalpolitischen Erziehungsanstalten ist grundsätzlich Gemeinschaftserziehung (Internat). Sie folgen damit einem Beispiel, das uns Völker des Altertums und in unserer eigenen Geschichte — wenn auch mit ganz anderer Zielsetzung — u. a. die Klöster des Mittelalters und die preußischen Kadettenanstalten gaben, die auch um die persönlichkeits- und typenbildende Kraft der Gemeinschaftserziehung wußten. Die „Napolas" stellen sie in ihren Dienst, um die Jugendlichen in jeder Stunde und in jeder Lage und bei jeder Gelegenheit zu zwingen, nicht nur vor dem Erzieher, sondern auch vor den Kameraden Haltung anzunehmen, tapfer und beharrlich zu sein und auf der andern Seite, sich in die Gemeinschaft einzuordnen und Kamerad zu sein.

„Typen- und Mannschaftsprägung" ist das Ziel dieser soldatischen Gemeinschaftserziehung. Sie setzt mit dem Tage ein, da die Zehnjährigen nach Durchlaufen der sog. Grundschule oder die 12—13jährigen besonders befähigten Volksschüler in die Anstalt aufgenommen werden. Und sie ist maßgeblich für die 8 bzw. 6 Jahre währende Ausbildungszeit.

Die Gemeinschaftserziehung bedingt aus sich heraus schon eine straffe Ordnung. Von ihr künden die Sauberkeit in den Wohn- und Schlafräumen, das peinlichst „gebaute" Bett und der musterhaft aufgeräumte Schrank, der jedem Jugendlichen zur Verfügung steht. Aus der Gemeinschaftserziehung erwächst ferner die Notwendigkeit einer strengen Zucht, die weder Ungebärdigkeit oder Ueberheblichkeit duldet, noch den Duckmäuser und Drückeberger in seiner Haltung unterstützt. Das Leben in der Anstalt steht unter dem Gesetz der Autorität; ihm sich willig unterzuordnen, ihm aus der Erkenntnis der Unbedingtheit freudig zu dienen, ist jedem Jungmann als Ziel gesetzt. Die Gemeinschaftserziehung ist zugleich eine Erziehung zur Hilfsbereitschaft, eine Erziehung zum Mit- und Füreinander, für die wir als letzte Bezeichnung ihres Wesens das schöne Wort Kameradschaft kennen. Diese Kameradschaft erschöpft sich nicht in gegenseitiger Gefälligkeit und Unterstützung; sie ist auch da vorhanden, wo Kameraden rücksichtslos dem Lügner oder dem entgegentreten, der das Recht oder gar das Eigentum des andern nicht achtete.

Schlicht und einfach vollzieht sich das Leben in der Anstalt. Die Uniform verwischt äußerlich auch die letzten Unterschiede der Herkunft und des Standes, und Gleichheit der Schlafgelegenheit, Gleichheit des Essens und Gleichheit überhaupt aller Lebensumstände verbürgen neben ihrer Einfachheit die Formung eines einfachen Lebensstiles unter den Jugendlichen. Das schließt nicht aus, daß der Jungmann nicht auch einen gesunden und aufgeschlossenen Sinn für alles Schöne und Hochwertige erhält und die Form des Gemeinschaftslebens beherrscht, die wir gute Sitte nennen. Tischzucht an sauber und vollständig gedeckten Tafeln, Blumen in geschmackvollen Vasen, Bilder an den Wänden der Wohnräume, künstlerische Gestaltung der Gesamteinrichtung machen ihn mit der verfeinerten Lebensäußerung des deutschen Kulturmenschen bekannt und führen ihn zu ihrer sicheren Beherrschung.

Freude und Frohsinn ist trotz der harten Zucht das Grundelement der Menschenformung in der „Napola". Es wird gekennzeichnet durch die Stellung, die die Leibesübungen in ihrem Erziehungsplan einnehmen. Sie sind, weil sie dem natürlichen Bewegungsdrang der Jugendlichen nachkommen, deren „Lieblingsfach", und an keiner deutschen Schule wurde vor der Gründung der „Napolas" den Leibesübungen ein solcher Raum zugeteilt, wurden Leibes-

übungen bisher in solcher Vielheit betrieben, wie es dort die Regel ist. Reiten, Segelfliegen, Boxen, Schießen, Rudern, Segeln, Schwimmen, Radfahren, Fechten, Motor- und Kraftwagenfahren stehen neben Turnen und Leichtathletik auf dem Lehr- und Erziehungsplan der Jungmannen, und das Kampfspiel — vom Ballspiel begonnen bis hin zum Geländespiel — hat in ihm einen hervorragenden Platz. Neben der natürlichen Freude an der körperlichen Betätigung vermitteln die Leibesübungen den Jugendlichen charakterliche Haltung und Sicherheit, sie stählen ihren Mut, ihre Ausdauer und Einsatzbereitschaft und sie helfen den Mannschaftsgeist formen. Das Marschlied und die Weisen des eigenen Spielmanns- und Musikzuges begleiten die Jungen beim Ausmarsch zum frohen Spiel und Sport.

Es besteht die Gepflogenheit, alle Jahre einmal sämtliche Nationalpolitischen Bildungsanstalten des Reiches zu einer groß angelegten Geländeübung in einer Jahr um Jahr wechselnden deutschen Landschaft zusammenzurufen. Alle Wechselfälle des Wetters, des Geländes, des Kampfeinsatzes und des Kampfglückes, des Quartiers und der Verpflegung lernen die Jungmannen hier am eigenen Leibe kennen und bestehen; ihnen erschließt sich aber auch in eigener Anschauung die Vielgestaltigkeit des deutschen Landes und des deutschen Volkslebens. Mitten hinein in dieses Volksleben werden sie dadurch gestellt, daß jeder Junge des 6. Zuges (die einzelnen Klassen oder Jahrgänge werden so bezeichnet) sechs bis acht Wochen bei einem Bauern oder Siedler zu arbeiten hat, und daß derselbe Junge im nächsten Jachr acht bis zehn Wochen seinen völligen Unterhalt als Jungarbeiter in einer Fabrik oder in einem Bergwerk erwerben und dabei in der Familie eines Arbeiters oder Bergmannes wohnen muß. Die Härte des fremden Berufes an sich selber zu verspüren, die Lebensform der andern zu verstehen, von ihnen zu erfahren, wo ihnen „der Schuh drückt", das ist der tiefere Sinn dieser Maßnahme, die den künftigen Führer befähigen soll, der Gefolgschaft vorzuleben.

Die starke, fast einseitig anmutende Betonung der Leibesertüchtigung und Charakterbildung in den Nationalpolitischen Erziehungsanstalten macht die Frage nach der unterrichtlichen Leistung in den Geisteswissenschaften verständlich. Der Lehrer und Erzieher „alten Stils" sowohl wie die Eltern, die durch eine ganz andere Schule — vielleicht sogar durch eine „mit Internat" — gegangen sind, werden im Hinblick darauf, daß nach einem alten Erfahrungssatz Wissen Macht bedeutet und daß auch im Lernen ein erziehlicher Faktor zu erblicken ist, diese Frage stellen und ihrer Beantwortung mit Spannung, wenn nicht sogar mit einer gewissen Sorge entgegensehen. Ihnen sei gesagt: „Es handelt sich bei dem Aufbau der Nationalpolitischen Erziehungsanstalten um etwas anderes als um eine bloße Unterrichts- oder Schulreform, um etwas anderes als um die Umformung eines Schultyps im Rahmen der Höheren Schule alten Gepräges. An Stelle des alten Unterrichtsplanes tritt ein neuer Gesamterziehungsplan, der auch einen Unterrichtsplan umschließt" (Calliebe). Und ferner: „Die Nationalpolitischen Erziehungsanstalten haben das Ziel, die Erziehung von der Ebene einer vorwiegend wissensmäßigen, wissenschaftlichen Bildung auf die einer echten Erziehung zu stellen, d. h. einer möglichst alle menschlichen Kräfte umfassenden Gesamterziehung in einer festgefügten Gemeinschaft, die als politische Erziehung im tiefen Sinne dieses Wortes stets typenprägende und mannschaftsformende Erziehung mit der Kraft echter Lebensgeborgenheit ist." (Heißmeyer.) „Erziehung" lautet also eindeutig die Aufgabe der Napolas, Formung der Persönlichkeit, und bei der Erfüllung dieser Aufgabe hat der Unterricht, die Bereicherung der Anschauung, nur die Bedeutung einer Ansatzfläche der Erziehung. Das schließt nun keineswegs aus, daß in den Nationalpolitischen Erziehungsanstalten nicht auch fleißig und tüchtig auf all den alten und neuen Unterrichtsgebieten gearbeitet würde. Die Jungmannen bringen ja neben ihrer körperlichen und charakterlichen Eignung auch die Voraussetzungen für hohe geistige Leistungen mit. Ein geregelter Unterricht, der weitgehend aus dem Schulsaal ins Freie verlegt wird, den Jungmannen angepaßte Lehrweisen und reich ausgestattete Lehrmittelräume führen zu diesen Leistungen, für die im allgemeinen der Lehrplan der Oberschulen (mit dem Ziel der Hochschulreife) richtungweisend ist. Die Angleichung an deren Lehrplan erfolgte, um den Jungmannen ein aus irgendwelchen Gründen notwendiges Hinüberwechseln auf eine Oberschule zu ermöglichen. Und auch auf dem Gebiete der geistigen Leistungen, auf dem Gebiete des Wissens und Könnens, wirkt sich das Gemeinschaftsleben fruchtbringend aus. Wie auf dem Rasenplatz, der Kampfbahn oder im Gelände spornt es zum edlen Wettbewerb an, natürlich ohne diesen in blutloses Strebertum absinken zu lassen.

„Erzieher" heißen mit klarer Zielsetzung ihrer Verpflichtung die an den Nationalpolitischen Erziehungsanstalten tätigen Jugendbildner. Sie wurden sorgfältig ausgewählt und verkörpern in sich den Typ des Führers, des Offiziers, der beides, Erzieher *und* Lehrer, den Jungmannen ein Kamerad und ein tüchtiges Glied eines geschlossenen Erzieherkorps ist. Es wird von ihnen verlangt, daß sie Reserveoffizier der Wehrmacht oder Führer bei der Waffen-SS sind, und ebenso, daß sie stets mit dem politischen, geistigen und wirtschaftlichen Leben außerhalb der Anstalt in engster Fühlung bleiben. Darum werden sie von Zeit zu Zeit abkommandiert zur Mitarbeit in den Dienststellen der Partei und des Staates, an und in die Stätten deutschen Geistes- und Wirtschaftslebens und zu weltanschaulich-politischer Schulung.

Der neue deutsche Mensch schlechthin soll in den Nationalpolitischen Erziehungsanstalten herangebildet werden. Nicht in erster Linie und nicht betont der Führer. Wer sie verläßt, hat nicht das Patent zu irgendeiner Führerstelle in der Tasche, wohl aber sind in ihm die Grundlagen für eine solche gelegt worden. Und obwohl heute ein überwiegender Teil der Jungmannen, dem hohen Gebot der Stunde folgend, den Offiziersberuf erwählt, ist damit keineswegs der einzige Weg gekennzeichnet, den der Jungmann nach Verlassen der Anstalt einschlagen kann. Ueberall wo der Typus des neuen deutschen Menschen nationalsozialistischer Prägung Kristallisations- und Sammelpunkt einer Gemeinschaft und durch sein Beispiel Richtungsweiser zu einem überpersönlichen, auf das Volk und das Reich ausgerichteten Lebens sein kann — ganz gleich, ob das im Kontor, im Laboratorium, im Maschinensaal oder auf dem Katheder ist — wird der gereifte Jungmann aus der „Napola" am richtigen Platze sein. Als Führer im höchsten und letzten Wortsinne in die tausendjährige deutsche Zukunft.

Schon heute vermögen die Nationalpolitischen Erziehungsanstalten und ihr Schöpfer und Chef auf eine Fülle von Fällen beispielhafter Haltung ihrer einstigen Jungmannen hinzuweisen. Von all diesen Fällen sei nur ein einziger hier angeführt: MG.-Schütze X. erhält während eines Gefechtes in Polen einen Schuß, der das Herz streift. Todwund und wohl fühlend, daß sein Leben nur noch nach Sekunden zählt, rafft er sich noch einmal auf zu der Meldung, die seinen Gewehrführer und seiner Gemeinschaft von dem Geschehenen und von der dadurch veränderten Lage Kenntnis gibt: „Schütze 1 — ausgefallen!" Dann stirbt er. —

„*Wahre deutsche Erziehungsburgen*" wurden von berufener Seite die Nationalpolitischen Erziehungsanstalten genannt!

Wir helfen bei der Schularbeit

Kaufmännische Prozentrechnung – Gewinn und Verlust – Rabatt Brutto – Tara – Netto!

/ Von Lehrer Willy Kranz

Den ersten Abschnitt — Gewinn und Verlust — haben wir in den beiden letzten Rechenstunden erledigt. Ich bin euch, Jungen und Mädel, nur noch schuldig, zu sagen, was ich bei den ungelösten Aufgaben des „Rechengitters“ und der Uebung I und II „raushabe“! Hier die Ergebnisse:

Rechengitter: 1. Reihe Verkauf 2900 RM. — 2. Reihe Verkauf $476\frac{2}{3}$ RM. — 3. Reihe Verlust $21\frac{7}{8}$ %. — 4. Reihe Verkauf 1200 RM. — 5. Reihe Einkauf 500 RM.

Uebung I: Wir berechnen den Einkaufspreis. Abteilung „Der Gewinn beträgt“ a) 600 RM, b) 50 RM, c) 60 RM. Abteilung „Der Verlust beträgt“ a) 300 RM, b) 500 RM, c) 300 RM.

Uebung II: a) $6\frac{1}{4}$ % Gewinn, b) 25 % Verlust, c) $12\frac{1}{2}$ % Gewinn, d) 12 % Verlust.

Habt ihr die gleichen Ergebnisse errechnet? Ich hoffe es. Absichtlich unterließ ich nähere Angaben. Die Aufgaben des „Rechengitters“ verlangten, daß Gewinn oder Verlust vom Selbstkostenpreis, nicht vom Einkaufspreis, berechnet wurden. Andernfalls wären ja die Angaben über Unkosten und Spesen überflüssig gewesen. Es kommt dabei immer auf die Form der Aufgabe an. Unsere Rechenbücher, bzw. der Aufgabensteller, gehen da je nach dem beabsichtigten Zweck verschieden vor. Sinnvoller ist es, den Gewinn (Verlust) vom Selbstkostenpreis zu berechnen. Darauf wurde bereits in der vorigen Rechenstunde verwiesen. Rechnen wir einmal die Aufgabe der 5. Reihe nach: Rechenziel: Wie hoch ist der Einkaufspreis? Unkosten und Spesen: 140 RM. Verkauf: 800 RM. Gewinn: 25 v. H. Ausrechnung: Wenn hier der Selbstkostenpreis — nicht der Einkaufspreis! — 100 % darstellt (Grundwert!), dann sind 800 RM Verkaufspreis 125 % des Grundwertes. Es ergibt sich der Ansatz:

125 % = 800 RM
100 % = ? „

Wir „zerfällen“: 125 % = 800 RM
25 % = 800 : 5 = 160 RM
100 % = 4 · 160 = 640 RM

Also: Selbstkostenpreis 640 RM. Unkosten und Spesen von 140 RM abgezogen verbleibt als Einkaufspreis <u>500 RM.</u>

Gegenprobe:

Einkaufspreis 500 RM; Selbstkostenpreis 640 RM; Gewinn 25 % = $\frac{1}{4}$ vom Grundwert = 640 : 4 = 160 RM. Verkaufspreis 640 + 160 = <u>800 RM.</u>

Und damit wollen wir diesen Abschnitt der Kaufmännischen Prozentrechnung verlassen und uns dem zweiten zuwenden: *Rabatt!*

Das Wort „Rabatt“ kommt aus dem Italienischen und heißt soviel wie: abziehen, herablassen! Herabgelassen soll bei der Rabatt-Rechnung auch etwas werden, nämlich der Kaufpreis einer Ware. Rabatt nennen wir kurz: Abzug, Preisnachlaß, Preisermäßigung. Wir klären ferner: Rechnungssumme (Ladenpreis) minus (lies: weniger!) Rabatt = Barzahlung (Barsumme). Zahl' bar und spar! heißt ein Sprichwort. Die Interessen zwischen Verkäufer und Käufer, Erzeuger und Verbraucher sind gegensätzlich. Der Erzeuger (Produzent) will einen hohen Preis — der Verbraucher (Konsument) einen niedrigen. Wir sagten schon, daß heute *die Preisspanne* — Unterschied zwischen Erzeuger- und Verbraucherpreis — staatlich geregelt ist. Der Kaufmann soll seinen ausreichenden Gewinn haben, und der Kunde soll *preiswert* kaufen. Es ergibt sich nun die Frage: Warum gewährt denn der Geschäftsmann Rabatt? Vor allem wird Preisnachlaß bei *Barzahlung* gegeben. Bargeld lacht! Das Gegenstück des Barkaufes ist das Abzahlungsgeschäft. In Raten — einzelnen Zahlungsabschnitten — tilgt der Abzahlungskäufer seine Schuldsumme. Würde er bar zahlen, das heißt sofort beim Kauf, dann erhielte er vom Verkäufer *Rabatt*. Der Verkäufer kann das tun, weil er das Geld, den Erlös, bald wieder „rollen“ lassen kann. Wenn Geld „arbeitet“, also wie beim Abzahlungsgeschäft nicht festliegt, bringt es Gewinn (Zinsenersparnis!). Davon erhält der Barkäufer auch seinen Anteil — indirekt —: den Rabatt! Beispiel: Eine Rechnung stellt sich auf 50 RM. Bei Barzahlung werden 10 % Rabatt gewährt. Der Käufer zahlt sofort. Also: Rechnungssumme minus Rabatt = Barzahlung = 45 RM. — Untersuchen wir weiter, warum der Kaufmann Rabatt gewährt. Da finden wir:

1. Der Geschäftsmann braucht dringend Geld. Großer Umsatz — kleiner Nutzen. Nach diesem Grundsatz setzt er Preise herab — er gibt Rabatt. Den Kunden locken die günstigen Preise — es kommt Geld ein — das Geld „rollt“! —

2. Der Geschäftsmann braucht Platz in seinem Geschäft. Er hat sehr günstig eingekauft (Gelegenheitskauf!). Die Regale werden geräumt. Das „Lager“ wird frei — durch Heranziehung der Käufer mit Preisnachlaß! Rabatt!

3. Mit der Länge der Zeit werden die Waren — Lebensmittel! — meistens nicht besser. Kleider kommen aus der Mode. Hüte, Schirme, Stöcke, Schuhe werden irgendwann einmal unmodern, sie verwandeln sich in „Ladenhüter“. Darum „Räumungsverkauf“, „Saisonausverkauf“! Warum kaufen da die Leute gern? Es winken herabgesetzte Preise! Rabatt! —

4. Der Geschäftsmann „spekuliert“: Ich verkaufe ein paar Artikel — sogenannte „Reißer“ — billig durch Rabatt! Bei der Gelegenheit habe ich die Interessenten erst einmal in meinem Laden. Sie werden dann auch andere Sachen noch kaufen, die nicht mit Rabatt ausgezeichnet sind! —

5. Der Geschäftsmann hat starke „Konkurrenz“, das heißt, von seiner „Branche“ (Geschäftsart) befinden sich mehr Geschäfte in der Gegend, als Kunden vorhanden sind. Hier setzt ein scharfes Werben um Kundschaft ein. Womit? Am leichtesten erwirbt sich der Kaufmann die Gunst des Käufers durch Preisermäßigung. Rabatt! —

Dabei wollen wir aber beachten, daß das Billigste oft am teuersten ist! Wieso? Zu verschenken hat niemand etwas. Sogenannte „Schleuderware“, die zu „Schleuderpreisen“ „verschleudert“ wird, hält nicht lange. Dann muß die Hausfrau in der Zeit, da *ein* Scheuerlappen gereicht hat, zwei billige kaufen. Habe ich da etwas gewonnen? So ist es mit Kleidung, Schuhwaren usw. Der solide Geschäftsmann hält sich erst gar keine „Schleuderware“. Meistens ist der Betrogene der Käufer. Oft kommt auch noch „Unlauterer Wettbewerb“ hinzu. Durch minderwertige Nachahmung von eingeführten Markenartikeln, durch ähnlich klingende Warennamen, durch Verleumdung des Konkurrenten macht sich dann der Geschäftsmann strafbar. Denn: Unlauterer Wettbewerb verstößt gegen die guten Sitten! —

Und nun wollen wir praktisch rechnen. Der Rabatt wird meistens in Prozenten festgesetzt.

1. *Wir berechnen Rabatt und Barzahlung.*

Rechnung:	Rabatt:	Barzahlung:
200 RM	5 %	190 RM
50 RM	10 %	45 RM

2. *Wir berechnen den Prozentsatz des Rabattes.*

Rechnung:	Rabatt:	Prozentsatz:
400 RM	20,00 RM	5 %
70 RM	2,80 RM	4 %

3. *Wir suchen die Rechnungssumme.*

Wie hoch ist die Rechnung?	In Abzug kommen bei	
2 %	12 RM	(600 RM!)
15 %	60 RM	(400 RM!)

Letzte Schulstunde vor den Ferien

Aufnahme: F. Baumeister

Wie wir das rechnen? Wir haben hier die drei Grundaufgaben der allgemeinen Prozentrechnung vor, die uns bisher immer begleitet haben. Sie lauten:

Zu 1: Berechne 5 % von 200 RM.
Zu 2: Wieviel % von 400 RM sind 20 RM?
Zu 3: Von welcher Zahl sind 2 % = 12 RM?

Das haben wir in den letzten Rechenstunden genügend auseinandergelegt. Ihr sollt selber rechnen. Das nächste Mal melde ich mich mit Ergebnissen und Vorrechnung. Es folgt ein neues „Rechengitter":

	Rechnung:	Barzahlung:	Rabatt:
1.	200 RM	?	4 %
2.	750 RM	?	9 RM
3.	48 RM	45 RM	?
4.	8759 RM	8600 RM	?
5.	8000 RM	?	3¾ v. H.
6.	?	870 RM	3⅓ %

Wo ein Fragezeichen steht, liegt das Rechenziel. Füllt den leeren Kasten aus! —

Und nun zum Abschluß der Kaufmännischen Prozentrechnung den letzten Abschnitt:

Gewichtsrechnung! Brutto — Tara — Netto!

Dieser Abschnitt hat für uns im praktischen Leben weniger Bedeutung. Der Geschäftsmann natürlich muß damit Bescheid wissen. Wir merken:

1. Brutto = Rohgewicht (Gewicht einer Ware mit Verpackung).
2. Netto = Rein- oder Feingewicht (Gewicht einer Ware ohne Verpackung).
3. Tara = Verpackung.

Auf Preisbezeichnungen übertragen sagt man:

1. Bruttopreis (Gesamtpreis einschließlich Unkosten usw.).
2. Nettopreis (nach Abzug der Unkosten).
3. Die Tara wäre dann der Abzug (Rabatt im übertragenen Sinne). —

Man spricht vom Bruttogehalt und Nettogehalt. Nach Abzug aller Steuern und Abgaben vom Brutto bleibt das Nettoeinkommen. —

Wir erkennen die Grundaufgabe: Brutto — Tara = Netto! Und die zwei Umkehrungen: Brutto — Netto = Tara und: Netto + Tara = Brutto. Wir können also aus zwei gegebenen Gliedern das dritte Glied berechnen. Wir stellen besonders als Merksatz fest: Ist die Tara in Prozent bestimmt, so bezieht sich der Prozentsatz immer auf das Bruttogewicht! —

1. Wir berechnen die Tara.
   Brutto: 30 kg; Tara: 5 % (= 1,5 kg)
2. Wir berechnen das Nettogewicht.
   Brutto: 80 kg; Tara: 12½ %; Netto?
   (Antwort: 12½ % = $^1/_8$ vom Grundwert (100 %); also: Tara = $^1/_8$ von 80 = 10 kg; Netto = 80 — 10 = 70 kg).
3. Wir berechnen das Bruttogewicht.
   Netto: 8 kg; Tara: 10 %; Brutto?
   (Antwort: Tara = 0,8 kg; Brutto = Netto + Tara = 8,0 kg + 0,8 kg = 8,8 kg). —

Rechnet noch folgende Aufgabe:

Ein Faß Petroleum wiegt brutto 212 kg. Tara 15 %. 100 kg Petroleum kosten 24 RM. Der Kaufmann verdient 20 %. Verkaufspreis der Sendung? — Lösung erfolgt in der nächsten Rechenstunde.

Somit hätten wir also die Kaufmännische Prozentrechnung zum Abschluß gebracht.

Veilchen oder Haziblume?

Von Annemarie Hering

Die Mutter ist das erste menschliche Wesen, das mit dem jungen Kinde in engstem natürlichem Kontakt steht, und die ersten Worte, die das Kind sich aneignet, lauscht es vom Muttermund ab. Die menschliche Sprache ist im frühen Kindesalter eine Kundgabe. Nie mehr im Verlaufe seines Lebens vollbringt der menschliche Organismus eine so konzentrierte Leistung auf einen kurzen Zeitabschnitt zusammengedrängt wie diese: das Erlernen der Muttersprache. Im hilflosen Gestammel des kleinen Menschen offenbaren sich die seelischen Erlebnisse, denn das sprachliche Denken im Kinde bildet sich ja unter der unaufhörlichen Einwirkung der Außenwelt. Jedes Neugeborene empfängt seit Menschengedenken immer wieder sprachliche Eindrücke von seinen älteren Sprachgenossen und bildet sich seine Sprache seinerseits. Dieses ewig wiederkehrende Wunder ist der Menschheit allzu selbstverständlich und naturgemäß. Erkundigen sich Anverwandte nach der Entwicklung des Babys, so fragen sie meistens: „Läuft und spricht es schon?" Eine Mutter, die von fünf gesunden Kindern ein stumm Geborenes zur Welt gebracht hatte, erzählte, daß sie gerade an diesem Kinde erst einmal erfahren mußte, was für ein hohes Gut des Menschen Sprache sei, wieviel Glück der Mutter bereitet wird in der ersten zärtlichen Kundgabe jener „ungereimten Laute", die sich nach und nach mühsam zum Worte formen. Erst durch die Beherrschung der Sprache wird ja der kleine Mensch zu einem vollen Menschen. Und daß er seine Muttersprache klar und vollendet erlerne und anwende, sich selbst und später seiner Umwelt zur genüge, daran trägt die Mutter ihr gut Teil Verantwortung. Die Fehlerquelle schlechten Sprechens, unlogischer Wortbildungen ist nicht beim Kinde, sondern bei seinen Erziehern zu suchen. Das Kind unterliegt ja zumeist den sprachlichen Kundgebungen der Erwachsenen, und mit der Zunahme des Lebens- und Intelligenzalters nimmt auch der Wortschatz zu. Es ist viel geschrieben und gesprochen worden über die Altersmundarten der Kindersprache. Gelehrte bemühten sich die Sprachwerdung und Begriffsbildung „vom Kinde aus" zu sehen. Das ist nicht immer geglückt, denn Gelehrte sind beim besten Wollen, Licht in das Dunkel dieses umstrittenen Gebietes zu tragen, eben doch keine Mütter. Nur ihnen ist es beschert, das Wunder der Sprachwerdung mit dem Herzen zu erleben und verständnisvoll in die rechten Bahnen zu lenken, so früh als es möglich ist. Das dichterische Empfinden, das bis zu einem gewissen Lebensalter in jedem Kinde schwingt, aus dem Sprachschatz eigene Wortbildungen schöpft, kann sich die Mutter bei dieser edlen Aufgabe sehr zunutze machen. „Samtäpfelchen" nennt die Vierjährige zärtlich die Aprikose, „Aprikosenschale" nennt sie nach einem halben Jahr ihr geliebtes rotes Samtkleid, von der Mutter belehrt. „Milchhund" heißt des Nachbarn weißer Fox treffend im Kindermund, „Milchpferd" aber auch der Schimmel und schließlich alles, was mit der Farbe weiß zu tun hat. Hier hat nun die Mutter leichtes Arbeiten und kann mit einigem Geduldaufwand unter dem Sammelbegriff „Milch" die Geschöpfe in Fox, Schimmel, Taube, Schneehuhn, Kohlweißling und Angorakatze aufgliedern und dem Kindesverstand klarmachen. „Die Sprache, die wir hier auf Erden reden, ist ja durchaus irdischen Verhältnissen angepaßt, und in dem Sprechen liegt ein Wesentliches der Erdenkultur." Das kleine Kind erkämpft sich erst einmal die Sprache, und wir Erwachsenen sündigen geradezu, wenn wir aus Spaß am drolligen Gestammel weit über das Entwicklungsalter hinaus mit dem Kinde in seiner Baby-Mundart weiterreden. Die Mutter sollte von Anfang an bemüht sein, die Urteilsfähigkeit des Kindes zu fördern, anstatt ihm aus einem falschen Gefühlsüberschwang hemmend im Wege zu stehen. Jedes Wort im Kindesdenken ist ein in sich abgeschlossenes Weltbild. Warum verfallen Mütter immer wieder in den Fehler, dem Kinde, angeblich „weil es noch zu schwer ist", Ersatzworte vorzureden? Das heißt in dem kindlichen Denken eine Mauer aufrichten, die es von der Wirklichkeit trennt. „Hazibume" sagt die Großmutter, sagt die Tante, sagt die Mutter bei jeder Art der Blüte, sei es draußen in der Natur, drinnen am Blumenfenster in Gegenwart des Kindes und veranlaßt es, daran zu riechen und zu niesen. „Hazibume" sagt das Kind noch nach Monaten, denn niemand hat es ihm anders gelehrt. Zwei Mütter gehen mit gleichaltrigen Kleinkindern aus. Der Frühling hat seine ersten Blumenkinder ausgestreut. „Hazibume" sagt der Junge, „Veilchen" verbessert entsetzt das kleine Mädel. „Hazibume" sagt der Junge abermals hartnäckig und rechthaberisch, „Himmelschlüsselchen" erwidert die Kleine erstaunt und blickt die Mutter an. Die Mutter ihrerseits blickt die andere Mutter an, die jene Verlegenheit zeigt, die nur Mütter unter sich kennen, wenn es um den Entwicklungsvergleich ihrer geliebten Kinder geht. Das erträgt auch die weiseste Mutter nur schwer, daß das gleichaltrige Kind der Freundin oder der Schwester „weiter" ist. „Hazibume" sagt der Knabe noch oft auf diesem Spaziergang, und das kleine Mädel verbessert ihn schließlich geduldig und beschämt seine Mutter damit, daß sie ihm Gänseblümchen, Krokos — auch wenn es schwer auszusprechen ist, — so doch beim richtigen Namen nennt. „Ja, ihr habt eben einen Garten", entschuldigt sich halb und halb die Mutter des Jungen. „Das ist es nicht", unser Mädi hat starkes Interesse für Farben und Blumen und dein Junge doch auch, das haben doch fast alle Kinder. Wir haben eben gar nicht erst mit Hazibume angefangen, sondern diese Vorliebe für die blühende Natur für die Sprachentwicklung unseres Mädels fein ausgenutzt. Und es hat gut angeschlagen, wie du siehst. Das Verständnis für dieses oder jenes Ding, so kann man immer wieder beim Kleinkind beobachten, tritt ja weit früher ein als das eigene Sprechen. Frage das Baby: „Wo ist dein Aermchen, wo ist dein Näschen, wo sind deine Schuhe?" — und es zeigt lebhaft durch Gebärden das Richtige an. Sprechlust und Erkenntnistrieb sollten von der Mutter frühzeitig in der rechten Weise gepflegt werden. Die Stunde über dem Bilderbuch ist für das sprechenlernende Kind keine Spielerei, sondern ernstes Erfassenwollen. Die Bilder allein können nicht dazu dienen, dem Kinde eine Anschauung über Gegenstände zu bringen. Hier hat die Mutter wiederum ein reiches Feld. Es ist nicht nötig, vom Kinde aus gesehen, jeden Bilderbuchhund „Wauwau" zu nennen und jedes Federvieh „Puttputt". Unbestimmte Redensarten sind ein Umweg, eine Zeitverschwendung, ja sie können Fehler festwurzeln, die erst der Lehrer mühsam und zum Leid des Kindes ausgraben muß. Nenne die Ente im Bilderbuch, auch wenn es weniger zärtlich klingt, ruhig Ente, das Huhn Huhn und nicht „gack gack", den Pudel Pudel und den Apfelbaum nicht, „weil es leichter ist", Baum, sondern Apfelbaum. Es ist auch gut, wenn die Mutter sich mit dem Kinde über diese Bilder unterhält. So lernt das Kind erst einmal richtig anschauen, über das Angeschaute denken und das Gedachte schließlich richtig aussprechen. Deswegen braucht man bei alledem die kindliche Fantasie nicht zu ernüchtern. In maßvoller Weise, damit liebevoll immer neue Wege suchend, ohne das Kind anzustrengen oder zu ermüden, kann die Erziehung diesen wundervollen, geheimnisreichen und einmaligen Entwicklungsprozeß des Denkens und Sprechens unterstützen und fördern. Die Mutter, die tagsüber in einfachen, kurzen Sätzen logisch richtig zu dem Kinde spricht, hilft dem Kinde und erweist ihm eine Liebe, die später einmal gute Früchte trägt. Nun gibt es Kinder mit großer Sprechlust und sogenannte Schweiger, die wenig fragen und trotzdem hören und verarbeiten. Beiden muß Rechnung getragen werden. Ueber die naturgemäße Fähigkeit des Kindes gewaltsam hinauszugehen, rächt sich immer. „Wer Kinder zur Klugheit führen will, der verfahre behutsam mit ihnen", warnt der große unsterbliche Freund aller Kinder, Pestalozzi, aber in seinem gedankenvollen und beispielreichen Buch „Wie Gertrud ihre Kinder lehrte" rüttelt er die Erzieher auf: „... unser oberflächliches, gedanken- und anschauungsloses Maulbrauchen muß zuerst zu Tode gebracht und ins Grab gelegt werden, ehe es möglich sein wird, durch Unterricht und Sprache wieder Wahrheit und Leben in unserem Geschlecht hervorzubringen."

Bessarabiendeutsche kehren heim ins Reich

Von Franz Baumeister

An einem der letzten Septembertage 1940 ging es wie ein Lauffeuer durch die oberbayrische Stadt: „Heute treffen die ersten Bessarabiendeutschen ein. Kommt rasch auf den Bahnhof und bereitet ihnen einen freundlichen Empfang!"

Man brauchte nicht lange zu warten, dann fuhr der Zug ein, und ihm entstiegen einfache Bauersfrauen und -mädchen, alle in dunkler Kleidung mit schwarzen Kopftüchern, und Kinder, Kinder aller Alter und Größen, pausbackige, rundköpfige Buben mit schwarzen Schirmmützen und dralle Mädelchen, das Haar in Zöpfen geflochten oder zu putzigen Nestern gedreht.

Man sah es auf den ersten Blick: Das waren stämmige Schwabenmädel, stille, arbeitsgewöhnte deutsche Bäuerinnen und ihre zahlreichen Kinder. Und wer etwa noch Zweifel hegte an der Volks- und Stammeszugehörigkeit, den belehrten die Zurufe und Gespräche der Ankommenden eines besseren: „Ludwigle, derfscht it drvo schpringa, i tät di nemme finda! — Guschtala, hascht dia viele dunkle Bäum gseha um die Stadt? Das ischt der deutsche Tannawald. Gell, dean hats it geaba bei uns in Wittenberg." —

„Ja, wo habt ihr denn eure Männer gelassen?"

„Dia kommat schpätr nach, dia fahrat mit dem groẞa Treck!"

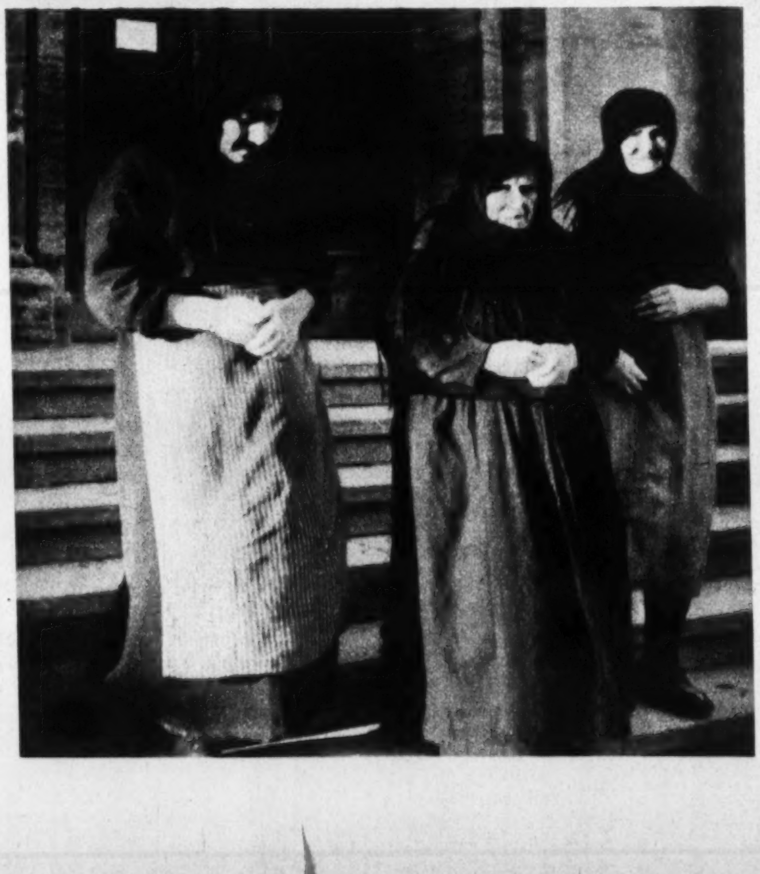
Schade, man konnte sich noch nicht eingehend mit ihnen über ihre Reise und ihr bisheriges Leben unterhalten. Die Lagerleitung und die NSV-Schwestern nahmen sich ihrer an und geleiteten sie in das Umsiedlerlager, ihre vorläufige Unterkunft. In herrlich gelegenen Erholungsheimen, im Kurhaus und in einem neugebauten großen Schülerheim mit hellen Sälen und blitzblanken Einzelzimmern wurden sie familienweise untergebracht. Hier sollten sie sich vorerst bei guter Verpflegung und liebevoller Betreuung erholen von den Anstrengungen der Reise und in Ruhe die Ankunft der Männer abwarten.

Nach einigen Tagen sieht man sie schon in kleinen Gruppen durch die Stadt wandern, das viele ungewohnte Neue einer deutschen Stadt zu bewundern oder einzukaufen. Die meisten Frauen wollten, wenn sie ihre kleine Haushaltarbeit erledigt hatten, nicht untätig herumsitzen und suchten sich freiwillig Arbeitsplätze, die gerne vermittelt wurden. Das Arbeitsentgelt konnte jede ungeschmälert behalten. Nur die Mütter mit kleinen Kindern widmeten sich deren Pflege im Heim oder trugen beim Ausgehen das Allerkleinste in einem buntgestreiften malerisch um die Schultern geschlungenen Wollschal vor der Brust. Anfangs bangten sie sich wohl noch um ihre Männer, die mit den ihren Besitz abnehmenden Russen noch zu verhandeln hatten. Als sie aber einen Monat später wohlbehalten eintrafen, herrschte bald ein glückliches Familienleben und frohe Zuversicht für die Zukunft.

Weil sie von Natur aus gern „a bissale schwätza möga", erzählten Männer und Frauen bereitwillig von ihrer bessarabischen Heimat, die sie im Vertrauen auf den Ruf des Führers ohne Zögern, wenn auch nicht ganz leichten Herzens, verlassen hatten.

Es sind fast durchweg große Männer und rundliche Frauen, kluge, raschdenkende, sprechgewandte Menschen, die mit Stolz von ihrer selbstgeschaffenen und gegen alle Anstürme einer feindlichen Umwelt behaupteten volksdeutschen Heimat erzählen:

Oh, sie wissen Bescheid über Herkunft und Vorfahren, haben Stammbäume und Sippentafeln von 5, 6 und mehr Geschlechtern in Händen. Sie sind als Bessarabiendeutsche nur ein Teil des großen Schwarzmeer-Deutschtums und mit diesem geschichtlich eng verbunden. Ihr Heimatdorf Wittenberg, etwa 100 Kilometer westlich des Schwarzen Meeres nördlich der Donau gelegen, wurde von ihren Urgroßvätern 1815 gegründet. Kaiserin Katharina von Rußland hatte nach ihrem Sieg über die Türken 1812 die ganzen Schwarzmeer-Länder ihrem Reiche einverleibt. Sie brauchte gute Kolonisten für diese damals völlig unfruchtbaren Wüsten- und Steppengebiete. Das konnten nur fleißige, im Acker-, Wein- und Obstbau erfahrene deutsche Bauern und bäuerliche Handwerker, wie Wagner, Schmiede und Schreiner sein. Die



russischen Werbeagenten fanden unter allen deutschen Stämmen genug wanderlustige Familien, die entweder auf dem unmittelbaren Wege donauabwärts zum Schwarzen Meer zogen oder zuerst in Preußen und Polen siedelten, aber ein Geschlecht später als sogenannte „Weiterwanderer" auch nach Bessarabien kamen.

Die evangelischen Ahnen unserer „Wittenberger" stammen aus dem württembergischen Neckar- und Schwarzwaldgebiet. Den damals schon sehr kinderreichen und darum vielfach in Notlage lebenden Familien boten die verlockenden Ansiedlungsbedingungen die einzige Möglichkeit zur Gestaltung einer besseren Zukunft. Blieben sie doch frei vom Militärdienst „auf ewige Zeiten", steuerfrei auf 10 bis 30 Jahre, durften Schule und Kirche selbst verwalten und erhielten eine „Wirtschaft" von etwa 60 Hektar Land zugeteilt.

Und sie erfüllten die in sie gesetzten Hoffnungen der russischen Regierung weitgehend. Durch ihre Tüchtigkeit und ihren Fleiß verwandelten sie die Steppen bald in ein blühendes Getreide-, Wein- und Obstland, verdoppelten durch Zukauf nach und nach ihren Besitz und wurden den russischen Bauern die beabsichtigten Vorbilder und Lehrmeister. Von den vor 125 Jahren ausgewanderten 1012 Württemberger Sippen kehrten 1940 etwa achtmal so viele zurück, nämlich rund 85 000 Bessarabiendeutsche. Daran ist Wittenberg, das typische schwäbische zwei Kilometer lange Reihendorf, mit über 1400 Köpfen beteiligt. Volksbiologische Voraussetzung für diese glänzende Entwicklung war allein der gesunde, einzigdastehende Kinderreichtum. Vor dem Weltkrieg betrug die Kinderzahl durchschnittlich 7—8 je Familie.

Bezeichnend für das gesunde Rassenempfinden dieser auf sich allein gestellten Dörfer ist es, daß sie sich bis zum heutigen Tag rein erhielten und auch ihre Nachkommen dem bäuerlichen oder Handwerkerstande treu blieben. Schon zur Zeit der Einwanderung hatten die jüdischen Kaufleute in den Städten und Marktzentren den gesamten Handel an sich gerissen und fanden an den deutschen Bauern lohnende Ausbeutungsobjekte. Aber es gelang ihnen nicht, sich in den schwäbischen Dörfern festzusetzen oder sich mit den Deutschen zu vermischen. Allerdings kamen auch nur wenige Deutsche als Geschäftsleute oder in anderen Ständen hoch. Die ersten hundert Jahre gab es in einem deutschen Bessarabiendorf neben den Bauern eigentlich nur zwei Stände, die evangelischen Pfarrer und die Lehrer. Sie waren die Führer der Gemeinden und die Träger des nationalen Gedankens. Welch großen Wert man auf eine gute Schulbildung und die Reinerhaltung der Muttersprache legte, beweist die Tatsache, daß die deutschen Dörfer nach kaum dreißigjährigem Bestehen eine Lehrerbildungsanstalt, die Wernerschule in Sarata mit großen Opfern gründeten und immer mehr ausbauten.

Der Neid der russischen Bevölkerung gönnte den Einwanderern ihre Vorrechte nicht allzulange. Als letztes fiel 1874 die Militärfreiheit. Nun mußten die deutschen Bauern russische und später rumänische Soldaten werden, die Prügelstrafe über sich ergehen lassen und gegen ihr eigenes Vaterland zu Felde ziehen.

Es möchte vielleicht den Anschein erwecken, als ob die verhältnismäßig große durchschnittliche Wohlhabenheit dieses volksdeutschen Bauernvolkes auf leichte Lebensbedingungen zurückzuführen sei. Weit gefehlt! Sie brachten es nur durch ihre ererbte gesunde Volkskraft, durch ihre zähe, zielbewußte Arbeit trotz aller gegen sie verschworenen Kräfte einer feindlich gesinnten Umwelt so weit. Jedes ihrer Geschlechter hatte ein vollgerütteltes Maß von Entbehrungen und Leiden zu ertragen: In den meisten Jahren versagte der Himmel oft monatelang den befruchtenden Regen, dafür überzogen riesige Heuschreckenschwärme wie dunkle Wolken die wogenden Felder. Viehseuchen vernichteten die Herden, Pest, Cholera und Typhusepidemien rafften die Menschen dahin. Der Krieg brachte den Deutschenhaß und die Deutschenverfolgungen, Landenteignung und Revolutionswirren. Der Uebergang vom russischen zum rumänischen Staat 1918 schuf schwere wirtschaftliche Krisen, zersplitterte den Grundbesitz und ließ einen Großteil der deutschen Bauern zum landwirtschaftlichen Proletariat herabsinken. Harte Kämpfe um ihr Volkstum und Volksvermögen, um die deutsche Schule und Sprache begannen diese wirklich kampferprobten Vorposten des Deutschtums zu zermürben. Als Adolf Hitler 1933 an die Macht kam, kannte der Haß der Juden gegen alles Deutsche keine Grenzen mehr. Die jüdischen Händler wollten den Bauern ihre landwirtschaftlichen Erzeugnisse nicht mehr abnehmen. Und die Judengeschäfte, bei denen die Deutschen zu kaufen gezwungen waren, verweigerten ihnen selbst gegen ihr gutes Geld die Abgabe dringend benötigter Waren mit den höhnischen Worten: „Geht nur zu eurem Hitler, der soll euch helfen!" — Zuletzt sollten die deutschen Bauern sich noch einmal umstellen bei der Rückgliederung Bessarabiens an Rußland.

Da rief sie der Führer!

Auch unsere tapferen Wittenberger besannen sich nicht lange, als die deutsche Umsiedlungskommission die schwerwiegende Frage an sie stellte. Obwohl keiner zur Heimkehr gezwungen wird, obwohl jeder weiß, daß er fast alles Eigentum zurückhält, was in 125 Jahren deutscher Fleiß aufgebaut, was einem ans Herz gewachsen war. Sie rufen ein freudiges „Ja, wir kommen". Der Zug des gleichen Blutes ist stärker als die Liebe zu Heimat und Besitz.

„Wir warteten die langwierigen Verhandlungen der deutsch-russischen Umsiedlungskommission um die Abnahme unseres Grundbesitzes gar nicht erst ab", erzählt der Obmann des Lagers, ein stämmiger, hochgewachsener Zimmermann, „sondern schafften so rasch als möglich unsere Frauen und Kinder fort. Jedes konnte 50 Kilogramm Gepäck mitnehmen — dann gingen wir an die Zusammenstellung des großen Trecks. Bis nach Galatz brachten wir Wagen und Pferde. Dort nahmen sie uns die herbeigeeilten Siebenbürgener Schwaben und die deutschen Wehrmachtsstellen ab. Dann ging es in herrlicher Fahrt mit schönen Fahrgastdampfern donauaufwärts.

In Wien bleibt der Hauptteil unseres Gepäcks eingelagert, bis man es uns an unseren endgültigen Bestimmungsort nachsenden kann.

Wir haben hier einen schönen Winter der Umgewöhnung in die Verhältnisse im Reich verbracht und wurden mit Frau und Kindern mit aller Liebe und Umsicht betreut, fast verwöhnt. Wir wissen auch, man sucht das Bestgeeignete für jeden aus. Unsere Bauern sind seit März schon fort. Wie mir meine Verwandten schreiben, bewirtschaften viele bereits kleinere und größere Bauerngüter. Eine endgültige Regelung wird aber wohl erst der Frieden bringen können. Die Familien, deren künftiger Hof noch nicht übergabebereit ist, sind bis dahin in Gemeinschaftslagern untergebracht.

Wir Handwerker werden anderswo eingesetzt und erwarten täglich unsere Abreise. Wie das für den einzelnen werden wird, darüber machen wir uns keine Gedanken. Wir empfanden schon im Lager, wie großzügig das Reich für uns sorgt. So glauben und vertrauen wir auch für die Zukunft dem Führer. Er wird auch uns und unseren Kindern eine schöne Heimat bereiten lassen. In Deutschland sind wir ja jetzt überall daheim."

Der Drang zur höheren Schule

Bei unzähligen Eltern steht es lange vor der Schulzeit fest, daß das Kind nach Beendigung der Grundschulzeit die weiterführende höhere Lehranstalt besuchen müsse. Häufig genug ist dieser Wunsch aus Zukunftsplänen erwachsen, aus Hoffnungen, die sich um das künftige Fortkommen und Wohlergehen des Kindes ranken. „Meine Kinder sollen es einmal besser haben als ich!" Und da zu einem besseren Fortkommen oder zu einer besseren Stellung — so geht der Gedankengang weiter — eine bessere Schulbildung gehört, so muß das Kind eben zum gegebenen Zeitpunkt die höhere Schule beziehen.

So begreiflich — vom menschlichen Standpunkt aus — dieser Wunsch auch ist, so liegen doch in dieser Motivierung große Gefahren für das Kind. Die höhere Schule hat heute mehr denn je die Aufgabe, neben der Vermittlung eines umfassenden Wissens die körperliche und charakterliche Erziehung zu gewährleisten. Es ist heute so, daß sich die höhere Schule an den g a n z e n Menschen wendet, daß sie a l l e Fähigkeiten in Anspruch nimmt und demzufolge dem Kinde recht beträchtliche Pflichten auferlegt. Um diesen Anforderungen aber genügen zu können, muß der Schüler in gleichem Maße innere Kräfte bereithalten. Es kommt heute mehr denn je darauf an, daß Arbeitswille und Arbeitsfreude erkennbar sind, — höher als die fertige Arbeitsleistung ist der Gesamtaufwand der seelischen und geistigen Kräfte zu bewerten, mit denen sich der Schüler um die Lösung einer Aufgabe bemüht. In hohem Maße interessieren heute die W i l l e n s leistung, die Ausdauer, die charakterliche Haltung, denn das sind die echten Faktoren, die den späteren Gang durch das Leben beeinflussen.

In den vier — bzw. drei — Grundschuljahren entsteht ja nun ein Bild von dem Kinde, das allmählich immer genauer wird und am Ende der Grundschulzeit die Wesensmerkmale erkennen läßt.

Schon vom ersten Schultage an bemüht sich die Volksschule, alle die Kräfte zu wecken, die die Bewältigung der immer größer werdenden Pflichten erfordert. In der Gemeinschaft der Mitschüler lernt das Kind die Gesetze der Kameradschaft und der Gemeinschaft kennen, es erfährt die Begrenztheit eigenen Geltens und Wollens, es erkennt eines Tages die Notwendigkeit, sich dennoch durchzusetzen, — kurz — schon sehr früh wird in der Grundschule das Fundament gelegt für die innere Haltung und die spätere charakterliche Bewährung. Daneben steht das allmähliche Wachstum der Kenntnisse und Fertigkeiten, und in stärkstem Maße bemüht sich die Grundschule auch um die körperliche Erziehung und Leistung.

Und ganz allmählich, bei jeder Leistung, bei jedem Versagen überhaupt, läßt der Schüler sein inneres Gesetz erkennen. Und so bildet sich bei dem Lehrer der Grundschule mit immer größerer Klarheit die Erkenntnis von der Leistungsfähigkeit des Schülers, und aus dieser Erkenntnis erwächst dann das Urteil, das den Besuch der höheren Schule empfiehlt oder ablehnt.

Hinter diesem Urteil steht die Einsicht, das Wissen um das Maß der Kräfte, das im Kinde bereitsteht, und d i e s e E i n s i c h t, n u r d i e s e E i n s i c h t, sollte über die weitere Schulform für ein Kind entscheiden!

Wie oft haben wir es miterlebt, daß trotz des Abratens der Grundschule das Kind auf die höhere Schule kam. Das Kind sollte es „besser haben" als der Vater, oder — was mitunter direkt grotesk war — der Junge aus dem Nachbarhaus oder der Junge des Kollegen war ja auch angemeldet worden! Und dann — unter dem Glanz der neuen Schülermütze — begann hoffnungsvoll ein neuer Abschnitt im Schülerdasein. Und — nach einem Jahre, „still mit gebrochenem Mast", fand der Junge zurück zur Volksschule. Zwischen dem Auszug und der stillen Rückkehr aber lag häufig genug eine Tragödie.

Wenn ein Mensch eines Tages vor die Aufgabe gestellt wird, seine Leistungen auf breitester Basis zu steigern, zu steigern in jedem Fach, in jeder Stunde, so wird — wenn die inneren Kraftquellen nicht vorhanden oder nicht ergiebig genug sind, Raubbau getrieben. Steigern läßt sich eine Leistung nur, wenn auch die Voraussetzungen dazu gegeben sind, d. h. wenn auch die geistigen, seelischen, charakterlichen und körperlichen Fähigkeiten in entsprechendem Maße größer werden. Wenn nun schon im ersten Jahre in der höheren Schule, um überhaupt nur mitzukommen, mit Nachhilfestunden angefangen werden muß, dann ist hier wohl mit einem aussichtslosen Bemühen zu rechnen. In solchen Fällen, wenn auch noch Nachhilfestunden dazukommen, ist die Belastung für das Kind n o ch größer, ganz abgesehen von der wirtschaftlichen Belastung für die Eltern.

Es ist verständlich, daß eine solche Enttäuschung sehr schmerzlich empfunden wird, daß vor allem auch dem Kinde eine Rückkehr in die alte Klassengemeinschaft nicht gerade leicht wird.

Wenn nun ein Kind nach achtjährigem Besuch der Volksschule mit dem Abgangszeugnis aus der ersten Klasse den Uebergang zur B e r u f s a u s b i l d u n g tut, so wird es mit einem solchen Abschlußzeugnis leichter eine Lehrstelle finden, als wenn es mit einem Zeugnis etwa aus der Mittelstufe einer höheren Schule kommen würde. Die Handwerksmeister und die Personalchefs der Industriewerke wissen ganz genau, daß die Leistungen der Volksschule durchaus einen guten Grundstock für die spätere fachliche Schulung und Weiterbildung abgeben. Es ist dort auch bekannt, daß die Kinder der Volksschule einen äußerst praktischen Sinn entwickelt haben; es ist weiter bekannt, daß die Wehrmacht großen Wert auf eine gediegene Berufsausbildung legt und die handwerklichen Berufe außerordentlich schätzt.

In der heutigen Volksschule ist durch die nationalsozialistische Ausrichtung a l l e r F ä ch e r und a l l e r T ä t i g k e i t e n die unbedingte Verbindung mit dem Gegenwartsgeschehen gewährleistet. So ist auch in der Volksschule heute ein weit größerer Pflichtenkreis zu bewältigen als vor 1933; so wird auch in der Volksschule der ungeheure Wert der körperlichen Leistung und der charakterlichen Haltung unterstrichen; so appelliert auch die Volksschule an den g a n z e n Menschen und an a l l e seine Kräfte. So bemüht sich auch die Volksschule — in den Grenzen natürlich, die ihr durch das Alter der Kinder gezogen sind — die Kinder am gesamten Kultur- und Geistesleben des deutschen Volkes teilnehmen zu lassen. Und wenn nach dem achtjährigen Besuch der Volksschule das Berufsleben beginnt, dann werden die Leistungen d i e s e r Lehrlinge, Gesellen, Arbeiter, Handwerker usw., die ja „nur" die Volksschule besucht haben, darum nicht geringeren Wertes sein.

Wenn also die Kräfte eines Kindes für die höhere Schule nicht ausreichen, dann, liebe Eltern, tut nicht trotzdem den Schritt, etwa um eines späteren Vorteiles oder um des Ehrgeizes willen. Die höhere Schule hat ihre hohen und wertvollen Aufgaben, aber sie kann in Frage kommen nur für die Kinder, deren Fähigkeiten und Begabungen den erhöhten Anforderungen, die die höhere Schule nun einmal stellen muß, in jeder Hinsicht gewachsen sind. Der höheren Schule selber liegt gar nichts daran, unter allen Umständen ihre An-

fangsklassen zu füllen, sondern es kann ihr nur lieb sein, leistungsfähige und leistungswillige Kinder aufzunehmen. Wie (verhältnismäßig) gering diese Zahl ist, beweist der Vergleich der Aufnahme- mit der Abgangsziffer, beweist allein die Zahl der Reifeprüflinge.

Die Frage des Uebergangs zur höheren Schule ist zu ernst, daß man sie von dem Gedanken eines späteren Vorteils abhängig macht. Es ist wichtig, das innere Wachstum des Kindes genau zu beobachten und über den Stand der Leistungen auch den Klassenlehrer zu hören. Dann geht der Entscheidung die rechte Einsicht voraus und verhindert die vielen schmerzlichen Enttäuschungen durch Fehlentscheidungen.

Neben diesen inneren Voraussetzungen für den Uebergang zur höheren Schule steht die wirtschaftliche Voraussetzung. Daß ein Vater sich über seine wirtschaftliche Lage v o r dem Uebergang klar wird, ist wohl selbstverständlich. Von der Frage, wie weit er sein Einkommen belasten darf, ohne dabei die Lebensgrundlage der Familie zu schmälern, hängt es zum guten Teil ab, wie weit sein Kind die höhere Schule besuchen kann. Wenn der Junge auf Grund seiner Fähigkeiten und Leistungen die höhere Schule g a n z, d. h. bis zum Ablegen der Reifeprüfung, durchläuft, so steht dahinter die Berufsausbildung bzw. das Studium. Und dann kommt erst die stärkste wirtschaftliche Anspannung!

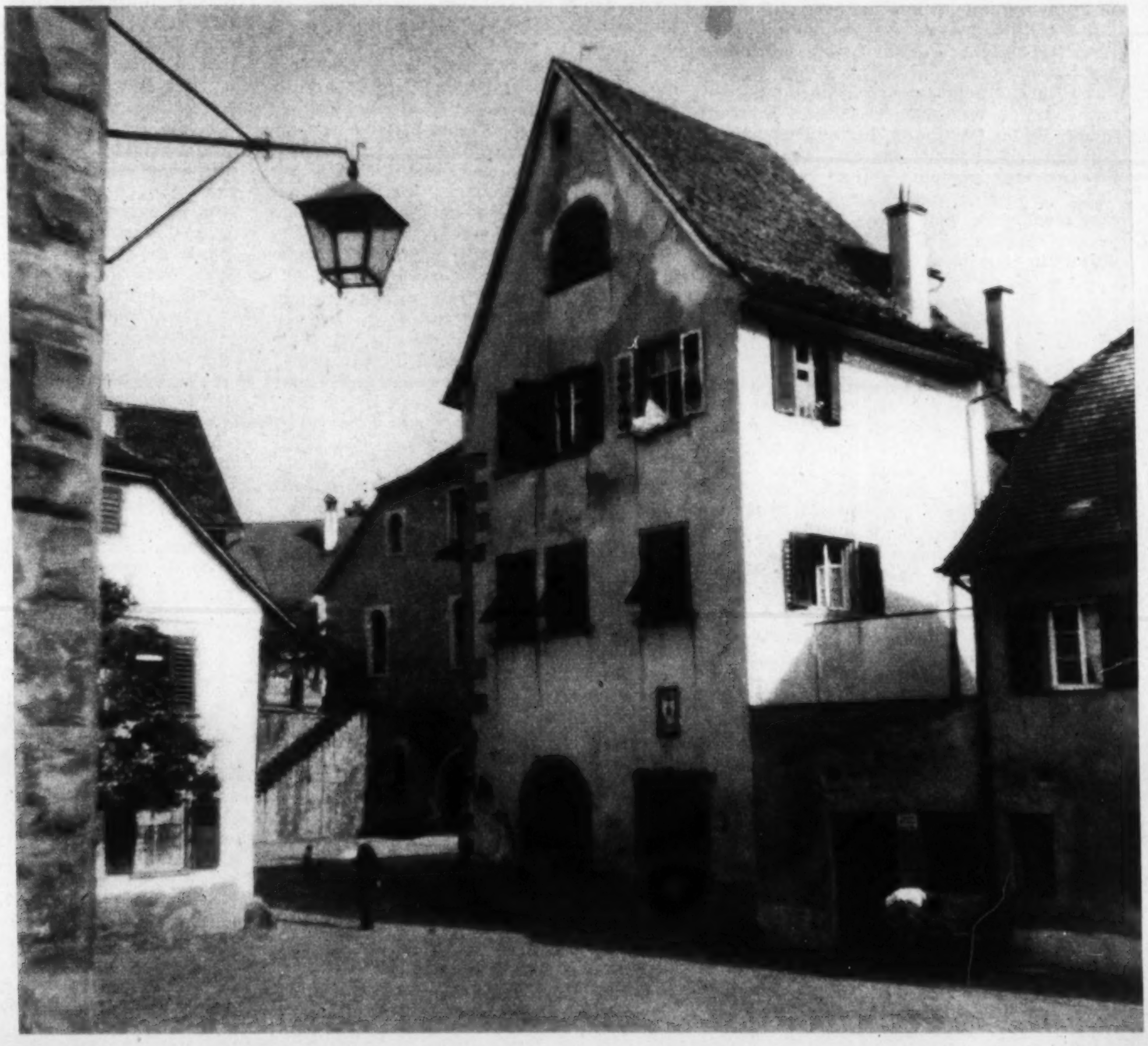
Diese Fragen verdienen die größte Beachtung, wenn nicht plötzlich der Besuch der höheren Schule — eben aus wirtschaftlichen Gründen — ein jähes Ende finden soll. Die höheren Lehranstalten sind auf Grund ihrer Zielgebung grundsätzlich Volksschulen, die an das 4. oder 6. Volksschuljahr anschließen. Die Schulzeit erstreckt sich also auf eine ganze Reihe von Jahren, in denen für die Ausbildung erhebliche Mittel aufzuwenden sind. Da ist restlose Klarheit über die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit überhaupt unerläßlich! Es ist jedenfalls grundfalsch, wenn jemand an diese Fragen herangeht mit der rosigen Hoffnung auf eine Freistelle oder weitgehende Ermäßigung. Diese optimistischen Gedanken verschwinden sehr schnell; maßgebend für solche Erleichterungen sind in erster Linie die Leistungen des Kindes wie überhaupt seine ganze innere Haltung. Es hilft nichts — die wirtschaftlichen Lasten trägt das Elternhaus. Auf Unterstützung ist nur in ganz seltenen, ganz besonders gelagerten Fällen zu rechnen.

Wenn nun nicht b e i d e Voraussetzungen — Fähigkeiten des Kindes und wirtschaftliche Lage der Eltern — restlos erfüllt werden können, ist der Uebergang zur höheren Schule unzweckmäßig. Es lohnt sich wirklich, sich einmal die Aufgaben der heutigen Volksschule genau anzusehen, und man wird zu der Feststellung kommen, daß ein lückenloser, achtjähriger Volksschulbesuch auf jeden Fall die Kenntnisse und Kräfte entwickelt, die zu einem unbehinderten, erfolgreichen Lebensweg befähigen. Jedenfalls ist hier eine ruhige, stetige Entwicklung gewährleistet, während der plötzliche Abbruch einer Laufbahn auf einer höheren Lehranstalt — eben aus wirtschaftlichen Gründen — zu einem tiefen und schmerzlichen Einschnitt führen kann, der die seelischen Kräfte mitunter recht nachteilig beeinflußt.

Dieses Problem ist sehr ernst; es geht nicht nur die Eltern und die beteiligten Schulen an, sondern in seiner letzten Auswirkung geht es das ganze Volk an. Und darum, liebe Eltern, durchdenkt a l l e Seiten der Angelegenheit. Da es sich hier um die Entwicklung eurer Kinder handelt, laßt allen persönlichen Ehrgeiz erst an allerletzter Stelle stehen, wenn alle anderen Voraussetzungen erfüllt sind, — es geht durch eure Kinder um ein ganzes Volk!

Heinz Dreger

Winkel im alten Städtchen



Aufnahme: H. Kieseler

Hochzeit! Hochzeit!

Erzählung von Arnold Ulitz

Zeichnungen von F. Wölenberg

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten. Copyright 1940 by Friedrich Stollberg Verlag, Merseburg a. d. Saale

7. Fortsetzung.

„Es wäre schade, wenn ich nicht heiraten dürfte“, sagte er heiser und fügte nach einer Weile tonlos hinzu: „Es gibt ja so schöne Mädchen!“ „Die Mariechen Kafka zum Beispiel?“ „Ach die“, lächelte er spöttisch, „die hat mir viel zuviel Sommersprossen, ich denkn an eine ganz andere!“ Er sah sie bezwingend an, und sie war so sicher, daß er nur sie selber meinen konnte, daß sie vor jungfräulicher Scham und Glückseligkeit wortlos blieb, aber unter dem kreppapierenen Tischtuch, das sehr verrutscht war und tief herunterhing, berührte sie zärtlich seine Hand.

In dieser Sekunde schrie der junge Woitinek wie ein Wahnsinniger: „Hochzeit! Hochzeit!“

Es war wie ein Signal, alle in der Scheune brüllten verrückt wie er: „Hochzeit! Hochzeit!“ Sogar der sanfte Kaplan sagte es wenigstens leise und lächelnd mit: „Hochzeit! Hochzeit!“ So war es seit jeher in dieser Gegend; einmal kam die Stunde, wo die jubelgeladenen Seelen den Anlaß ihres Jubels beim Namen nennen mußten, und wo nur noch berserkerisches Freudelärmen half. Ja, sogar wer just vor dem hölzernen Häuschen in der Nähe der Jauchegrube wartete – und es waren immer zehn oder zwölf Damen und Herren durcheinander — und sogar, wer gerade in diesem Häuschen saß, der schrie es mit: „Hochzeit! Hochzeit!“

So war's in der Scheune und im Hof, und der Ruf hatte sich ins Haus fortgepflanzt, die Gäste in den beiden Stuben standen auf, man sah sich einander flammend in die Augen, stieß die Gläser an und rief: „Hochzeit! Hochzeit!“ Frau Ruda und Frau Smolka versuchten es gleichfalls, einander so feierlich fröhlich in die Augen zu schauen, aber Frau Ruda bog sich vor Lachen und hätte ihre Lieblingsredensart beinahe verwirklicht und sich totgelacht, und auch die Smolka kicherte unausgesetzt, denn beide hatten einen süßen, roten, waldwürzigen Schnaps getrunken, den man aus herzoglich ratiborischen Brombeeren gewann.

In die lärmende Stube trat zum erstenmal an diesem Tage die Hausfrau zu ihren Gästen, und als Witwe Smolka ihrer Freundin verriet, daß Kosiol seine Frau aus Zärtlichkeit immer Kosa, das heißt Ziege, nannte, war es um die feine Breslauerin vollends geschehen, aber ihr Gegacker ging natürlich im allgemeinen Schreien unauffällig unter.

Die gute, alte Kosa ging auf das Brautpaar zu, das etwas blöde lächelte, und sagte: „Na, Kinderchen, da ist es ja soweit. Hochzeit! Hochzeit!“ Hinter ihr kam Frau Cibulka, die so glücklich verheiratete Frau Bankfilialleiter.

„Was, die ist auch noch da?“ kreischte die Ruda und fragte sie geradezu: „Ja, wo haben Sie um Himmels willen die ganze Zeit gesteckt?“ „Nu, in der Küche, bei der Tante. Hochzeit, Hochzeit, meine Dame!“ „Ach, die Frau Kosa ist Ihre Tante?“ „Nein, nein, aber ich sag' immer so. Wissen Sie, wo meine liebe Mutter starb, und mein Vater hatte doch die Gastwirtschaft und konnte sich um mich nicht kümmern, nicht wahr, ich weiß ja nicht, was da geworden wär', wenn ich nicht die Tante gehabt hätte! Sie war ja so gut zu mir, das kann ich Ihnen sagen. Da hab' ich eben in der Küche gesessen, und die Tante hat Märchen erzählt, vom Teufel und von Gespenstern, wunderschön. Und heut war's wieder so. Ich hab' in der Küche ein bißchen geholfen, und die Tante hat gebraten und gebacken und hat Märchen erzählt.“ Frau Ruda lachte: „Nein, wirklich, da muß ich sagen: „Hochzeit! Hochzeit!“ „Ja, nicht wahr“, strahlte Frau Cibulka, „es ist doch einfach wunderschön! Wenn alle Menschen so glücklich sind, nicht wahr? Ich brauch' bloß von weitem lustige Leute zu hören, da bin ich immer gleich selber froh!“ und dann wollte sie auf das Brautpaar zu, aber sämtliche Herren Pfarrer stellten sich nacheinander vor sie hin und riefen: „Hochzeit, Hochzeit!“, als sei es ein Gruß wie „Guten Tag, Guten Tag!“ Der alte Woitinek wollte zu Bronislawa Kotulla „Hochzeit! Hochzeit!“ sagen, fiel aber vom Stuhl, und die Pfarrköchin begrüßte dafür über ihn hinweg den Förster Gnilka mit „Hochzeit! Hochzeit!“, und Briefträger Scholz die Frau Bahnmeister Kafka, und sogar der schweigsame Pfarrer Kiok ging von einem zum andern, trank ihm zu und sagte das Freudenwort je zweimal.

Die Musikanten bliesen schon drunten vor der Mühle, und die Gäste brachen zum Marsch nach der Kneipe auf. Als letzte erschienen die marianischen Jungfrauen — Olga Wanjura hatte man aus der Scheune holen müssen — und, siehe, sie waren umgekleidet, sie waren nicht mehr nonnenhaft braun, sondern weiß, und nur das blaue Bändchen um den Hals, das Zeichen der frommen Jungfräulichkeit, trugen sie wie zuvor.

Nahe hinter dem Dorfeingang machte die Musik eine Pause, und der Kapellmeister Buchta lief rasch einmal in seinen Barbierladen, wo inzwischen der Lehrling, von keinem Kunden heut belästigt, den Roman „Kampf um die Millionenerbschaft“ fast ausgelesen hatte. Buchta, sein Chef, warf ihm einen Entenflügel zu und eilte nach hinten ins Wohnzimmer, von wo er mit seiner Ziehharmonika wiederkam, einem wunderschönen Instrument mit mancher perlmutternen Verzierung. Das Tragband war farbenfroh bestickt, es war eine Gabe von Paula Pokorny, die jetzt mit Willusch, dem Müller, ging, und Buchta kannte keine Eifersucht; er besaß noch sieben andere Harmonikabänder, jedes von einem andern Mädchen, und zögerte doch immer wieder, sich durch ein Band für immer binden zu lassen, denn er spielte gar zu oft zum Tanz in den Wirtshäusern und sah der schönen Mädchen und guten Partien gar zu viele.

Er jagte dem Hochzeitszuge nach, und viele riefen ihm zu: „Spielen! Spielen!“, aber da hupte soeben das Auto des Doktors heran. Man bildete Spalier und schrie wie blödsinnig: „Hochzeit! Hochzeit!“, und er schrie zurück. Kaum war er vom Staube in Richtung Gleiwitz verschluckt, da trabte der zweispännige Sonntagswagen Kosiols heran, und drinnen saßen, so schön und stolz wie König und Königin, Josef Mazuga und seine Gemahlin, die sich nach Ratibor zum Photographen begaben. „Hoch! Hoch!“ und „Heil! Heil!“ brüllte das Spalier, die Musik spielte einen Tusch, Josef stand stramm im Wagen und dankte mit dem Deutschen Gruß, und Klara nickte leutselig nach beiden Seiten. Mariechen Kafka stellte beleidigt fest, daß sie nicht das goldene Kreuzchen der sechs marianischen Freundinnen trug, sondern das große, das sie vom Vater hatte, kam aber nur zu wenigen spitzen Aeußerungen hierüber, denn Buchtas kostbare Harmonika spielte an der Spitze des Zuges. Alle Augen lachten, alle Sangeskundigen räusperten den Straßenstaub aus der Kehle, denn es war ja das berühmte, ulkige Lied vom Soldaten mit den beiden Mädels, und es war ein ganz klein bißchen unanständig, aber so ein kleines bißchen gehörte zu einer richtigen Hochzeit.

Ein Grenadier aus Beuthen,
gut Freund mit allen Leuten
und war so schön und war so schick,
die Mädels waren ganz verrückt,
tralatrala, tralatralala.

Die marianischen Jungfrauen in Weiß konnten anfangs nicht mitsingen, so schrecklich mußten sie kichern, weil sie schon jetzt an die letzte Strophe dachten, wo etwas so schrecklich Komisches vorkam, und alle lachten zwitscherig und silberig, am lieblichsten aber Olga Wanjura, die sich oft nach Alois umsah, der geradezu verwegen und jedenfalls ungeistlich wirkte und ihr sogar eine allerdings etwas verschleierte Kußhand zuwarf.

Hochwürden Globisch hätte an diesem natürlich auch ihm bekannten Liede wahrscheinlich Aergernis genommen, zum Glück aber war er mit seinen Amtsbrüdern im Hause geblieben, wie auch die Brauteltern, Frau Cibulka und Bronislawa Kotulla. Bäuerlein Ciaja marschierte vergnügt im Zuge, nach seinem milden Sohne sah sich aber Mariechen Kafka vergeblich um.

Im schönen Park von Beuthen,
versteckt vor allen Leuten,
da fing das große Zanken an,
zwei Mädels um den einen Mann.
Tralatrala, tralatralala.

Frau Ruda ließ sich von ihrer Freundin den Text wiederholen und konnte nicht begreifen, warum die Leute so albern lachten. Tankstellenwärter Mraczek sang seinen wundervollen Baß, und solange er sang, konnte er natürlich nur mit seinen großen, braunen Augen lachen, aber manchmal brach er mitten im Ton ab und kollerte ein abgründiges, gemütliches Gelächter, halb hu und halb ho.

Sie kratzen, Gott bewahre,
sie zausen sich die Haare,
sie schimpfen, spucken um die Wett'.
Soldat pafft ruhig Zigarett'.
Tralatrala, tralatralala.

Willusch schrie, das hätte er genau so gemacht wie dieser Soldat aus Beuthen, und Paula Pokorny drohte ihm lachend, obwohl es ihr Vater und sogar die fromme Mutter sah, die sich so sehr gefreut hätte, wenn sie Nonne geworden wäre. Studiosus Woitinek wollte Willusch unterfassen, erstens weil er betrunken war und gern einen Halt gehabt hätte, und zweitens, weil dann vielleicht ein Abglanz von Willuschens Draufgängertum auch auf ihn gefallen wäre, doch der Müller, der ihn nicht leiden konnte, schüttelte ihn einfach in den Straßenstaub hinab.

(Fortsetzung folgt.)

Der Dentist

Zahnpflege und, wenn es sein muß, Zahnersatz haben heute im gesamten deutschen Volke weiteste Verbreitung gefunden; aus einer Angelegenheit der „lieben Eitelkeit", für die sie vielleicht noch unsere Großeltern hielten, ist eine wichtge, von der Staatsführung besonders betonte und geförderte Angelegenheit des nationalen Gesundheitswesens geworden. Wir wissen jetzt, daß es sich bei der regelmäßigen und gründlichen Betreuung der Zähne nicht allein um eine Frage der berechtigten Schönheitspflege, auch nicht nur um Organe handelt, von denen unsere Nahrung und unsere Sprache sehr abhängig sind, sondern daß darüber hinaus der ganze Körper an dieser gesundheitlichen Betreuung mit interessiert ist. Infektionen, rheumatische Erkrankungen und andere Leiden können vom kranken Gebiß her ihren Anfang nehmen. In die sachverständige Pflege und Erhaltung, die Heilung und die Verhütung von Erkrankungen, endlich den zweckmäßigen künstlichen Ersatz unserer Zähne teilen sich als Berufe der Zahnarzt und der Dentist nicht etwa so, daß der eine die „höhere" und der andere die „niedere" Kunst auf diesem Gebiete ausübte, daß der eine die „feineren" und der andere die „einfacheren" Kreise der Volksgenossen versorgte, sondern so, daß sich ihre Arbeitsgebiete weithin überschneiden, daß aber der Dentist im Künstlerisch-Technischen seinen besonderen Schwerpunkt hat.

Um hier im weiteren vom Dentisten und von der Dentistin zu reden (denn dieser Beruf ist auch für die Frau offen): früher galt dieser Beruf als ein rein städtischer, wobei die Güte einer Praxis fast selbstverständlich nach der Größe der Stadt abgeschätzt wurde. Das hatte in den Großstädten und an sonst für günstig gehaltenen Plätzen eine Ueberfüllung zur Folge. Heute ist wieder ein starker Bedarf an Dentisten da, allerdings nur für tüchtige, alle Anforderungen erfüllende Bewerber und Bewerberinnen. Da die Zulassung jedes Dentisten-Praktikanten (und natürlich auch jeder Praktikantin) an die ausdrückliche Genehmigung des Reichsdentistenführers geknüpft ist und auch nach Abschluß der Ausbildung und Ablegung der staatlichen Prüfung eine selbständige Niederlassung von der Zustimmung des Reichsdentistenführers abhängig sein wird, ist eine Ueberfüllung des Berufs und eine unzweckmäßige Verteilung der Niederlassungen im Reichsgebiet für alle fernere Zukunft unmöglich gemacht. Die Entscheidungen über die Niederlassungsgenehmigungen geschehen unter gesundheitspolitischen und berufsorganisatorischen Gesichtspunkten; so wird nun nach und nach auch das Land zu der längst nötigen intensiven Zahnpflege kommen.

Welche Anforderungen werden an den künftigen Dentisten gestellt? Keine kleinen. Um mit den körperlichen Forderungen zu beginnen: der Bewerber muß gesund, kräftig und im Vollbesitze seiner Sinnesschärfe sein. Der Aufenthalt in dem von Ausdünstungen der Patienten und vielfältigen medikamentösen Gerüchen erfüllten Behandlungsraum, das dauernde Stehen bei der behandelnden Arbeit ist anstrengend; daß der Dentist bei der Arbeit, schon zur Ablenkung empfindlicher Patienten, oft sprechen muß, vergrößert natürlich die Anstrengung für ihn. Ein gesunder Mensch wird alles das durch reichlichen Aufenthalt in frischer Luft, durch zweckmäßige Ausgleichsgymnastik, Sport und ähnliche Freizeitbeschäftigung gut überwinden können; für einen Menschen mit schwachen Atmungsorganen, mit schwachem Herzen, mit Platt- und Senkfußneigung z. B. kommt der Dentistenberuf aber nicht in Frage. Auch nervöse Menschen eignen sich nicht für diesen Beruf; denn der Dentist soll ja im Gegenteil der Nervosität seiner Patienten beruhigend entgegentreten, er darf sich auch weder durch Schreien noch durch ungeschickte Bewegungen seines ihm anvertrauten Patienten aus der Ruhe und dem Gleichgewicht bringen lassen. Geschickte Hände verstehen sich von selbst. Ausreichend gute Augen ebenso. Der Dentist darf aber auch nicht farbenblind sein, weil er sonst, bei den heute sehr hohen Anforderungen des Zahnersatzes, mit Sicherheit versagen müßte. Auch Schwerhörigkeit würde den Verkehr mit dem Patienten sehr stören. Einen Menschen mit ansteckenden oder widerwärtigen (wenn auch sonst ganz harmlosen) Erkrankungen, einen Menschen mit einem, sei es auch noch so gut ausgeglichenen, aber doch sichtbaren körperlichen Gebrechen wird ebenfalls niemand als Dentisten aufsuchen.

Bei der hohen Verantwortung, die der Dentist mit der Behandlung jedes seiner Patienten übernimmt, bei der komplizierten Technik der modernen Zahnbehandlung und des neuzeitlichen Zahnersatzes, bei dem erheblichen medizinischen, chemischen, physikalischen Wissen, das man von einem Dentisten verlangt, wird der junge Bewerber oder die Bewerberin für diesen Beruf auch über geistige und charakterliche Eigenschaften verfügen müssen, die ihn geeignet erscheinen lassen für seine spätere Arbeit. Eine gute abgeschlossene Schulbildung ist selbstverständliche Voraussetzung. Volksschüler mit guten Zeugnissen können bei entsprechender Eignung und Veranlagung aufgenommen werden. Schnelle Auffassungsgabe, gutes und sicheres Gedächtnis, Form- und Farbenempfinden, starkes Interesse für den technischen wie für den behandelnden Anteil der dentistischen Praxis, gute Umgangsformen werden die Mindestforderungen sein, die gestellt werden müssen. Dazu kommen höchste Gewissenhaftigkeit, äußerste Reinlichkeit, peinlichste Ordnungsliebe. Es braucht sich nur jeder zu fragen, ob er sich wohl von einem Dentisten in einem so empfindlichen Teil seines Körpers wie im Munde behandeln ließe, wenn der Dentist diese Eigenschaften nicht besäße!

Endlich darf auch nicht verschwiegen werden, daß die Ausbildung zum Dentisten und die spätere Niederlassung allerhand Geldmittel erfordern, ohne die nicht auszukommen ist. Wenn auch die neugegründete „Förderungsstelle des Reichsverbandes Deutscher Dentisten für den dentistischen Berufsnachwuchs" geeigneten und interessierten jungen Volksgenossen jede denkbare und mögliche Hilfe angedeihen läßt, indem sie für Gebühren- und Schulgelderlaß, für Gewährung von Freistellen und Darlehen, für Beihilfen und Zuschüsse Sorge trägt, besonders die Reichssieger, Gau-, Kreis- und Ortssieger im Reichsberufswettkampf wirtschaftlich und beruflich fördert, so kostet der Weg bis zur Prüfung und erst recht die Niederlassung doch noch genug Geld. Wer schon in den Kinderjahren seines Jungen oder seines Mädels für diese späteren Ausgaben zu sparen begonnen oder eine Berufsausbildungsversicherung abgeschlossen hat, wird später leichter an eine solche Ausbildung denken können.

Die Ausbildung beginnt mit einer dreijährigen Praktikantentätigkeit bei einem vom Reichsverband Deutscher Dentisten anerkannten selbständigen Dentisten. Gleichzeitig muß der Praktikant eine Fachschule für Dentistenpraktikanten besuchen. Es können Praktikantenstellen also nur in solche Orte des Reichs bzw. deren Umgebung vermittelt werden, in denen sich auch Fachklassen befinden. Daß der Ausbildungsvertrag in jedem Falle vom Reichsdentistenführer genehmigt sein muß, ist schon gesagt worden. Außerdem führt der Reichsverband unter Mitwirkung praktischer Pädagogen und Fachpsychologen zu Beginn der Ausbildung eine besondere Eignungsbegutachtung durch. Nur, wer positiv begutachtet wird, kann weiter in der Ausbildung verbleiben. Nach dem dritten Ausbildungsjahr wird die Dentisten-Assistentenprüfung abgelegt, deren Bestehen Voraussetzung für die spätere Zulassung zum Lehrinstitut ist. Bisher hat der Praktikant nur technisch, im dentistischen Laboratorium, gearbeitet und wohl das Behandlungszimmer kennengelernt, hat aber selbst noch nicht behandelnd im Munde eines Patienten arbeiten dürfen. Das bleibt auch so während der Zeit, die er nach Bestehen der Dentisten-Assistentenprüfung als „Technischer Assistent" tätig ist, nach den Vorschriften mindestens zwei Jahre. Während dieser Zeit wird er natürlich nach dem Tarif bezahlt. Danach, aber manchmal auch erst später, tritt der junge Assistent in ein staatlich anerkanntes Lehrinstitut für Den-

tisten ein und genießt hier in zwei Halbjahren (die aber nicht unbedingt zusammenhängend durchgemacht zu werden brauchen) den seine Fachausbildung vollendenden theoretischen und praktischen Unterricht auf allen Gebieten der Zahnbehandlung.

Nach Schluß des zweiten Halbjahres findet die staatliche Prüfung statt, die für die gesetzliche Anerkennung und auch für jede spätere Zulassung zur Tätigkeit im öffentlichen Dienst unumgängliche Bedingung ist. Nach der Prüfung soll der junge Dentist zunächst noch wenigstens ein Jahr lang als Assistent arbeiten, aber jetzt als b e h a n d e l n d e r Assistent. Danach kann er sich, wenn auch die wirtschaftlichen Voraussetzungen für ihn gegeben sind, mit Genehmigung niederlassen. — Der Weg ist, wie man sieht, nicht leicht und nicht einfach zu gehen; aber das ist angesichts der großen Verantwortung für die Volksgesundheit ja selbstverständlich. Für den tüchtigen Jungen und für manches tüchtige Mädel wird aber gerade in dieser Schwierigkeit ein Reiz liegen.

Dr. H. Hajek

Muß Schaufensterware verkauft werden?

Frau Müller hat im Schaufenster eines Geschäftes für Haushaltwaren einen schönen elektrischen Kaffeekocher gesehen, den sie unbedingt kaufen möchte. Sie betritt daher den Laden und macht den Verkäufer mit ihrer Absicht bekannt. Dieser bedauert aber, den Kaffeekocher jetzt nicht aus dem Schaufenster nehmen und verkaufen zu können. Ein weiterer Kaffeekocher der gleichen Art ist nicht vorhanden. Frau Müller ist mit dieser Auskunft des Verkäufers nicht zufrieden und läßt sich zum Ladeninhaber führen. Dieser vertritt den Standpunkt, daß er durch die Herausnahme des gewünschten Stückes aus dem Schaufenster die Dekoration zerstören würde und daß die im Schaufenster ausgestellten Waren nur den Zweck haben, Kauflustige zum Kaufe anzuregen. Er könne die Ware daher derzeit nicht abgeben. Wie ist in diesem Falle tatsächlich die Rechtslage?

Die von dem Ladeninhaber vertretene Auffassung ist im wesentlichen richtig. Denn Erklärungen und Handlungen, die sich an einen unbestimmten Personenkreis durch Ausbietung im Schaufenster u. dgl. richten, sind in der Regel nur als Aufforderung an das kauflustige Publikum zur Stellung eines Antrags auf Erwerbung der Ware anzusehen. Derartige Aufforderungen stellen für das Geschäft noch keine bindende Offerte dar, der Geschäftsmann ist nicht zur Herausnahme der ausgelegten Waren verpflichtet. Ein Kauf im Rechtssinne stellt einen Vertrag dar, der aus Angebot und Annahme besteht. Ein Angebot muß sich stets an eine bestimmte Person richten. Das Schaufenster richtet sich aber an die Masse des Publikums; es ist nur ein Mittel zur Werbung. Das zum Abschluß eines Kaufvertrags erforderliche Angebot muß erst von einem bestimmten Kaufsliebhaber gestellt werden. Ihm hat die Annahme durch den Verkäufer noch zu folgen.

Der Geschäftsmann ist allerdings gehalten, die Ware, die er im Schaufenster zeigt, in der Regel auch in seinem Laden vorrätig zu halten, und zwar in gleicher Beschaffenheit und Güte und in den gangbaren Größen. Andernfalls kann er sich des unlauteren Wettbewerbs schuldig machen. Die Wirtschaftsgruppe Einzelhandel hat ihre Mitglieder wiederholt darauf hingewiesen, keine Waren ins Schaufenster zu stellen, die im Geschäft nicht erhältlich sind. Vorstehender Grundsatz kann aber im Kriege zuweilen notwendigerweise eine Durchbrechung erfahren. Manche Gegenstände sind eben manchmal vorübergehend nur noch in einem Stück vorhanden und müssen gleichwohl als Schaufensterdekoration verwendet werden.

Sind aus diesem oder aus einem anderen triftigen Grunde gleichartige Waren zu gleichen Preisen im Laden nicht mehr vorrätig, und handelt es sich um eine brancheübliche Ausstellung von Einzelstücken, dann ist das Verkaufsgeschäft erst möglich, wenn der Dekorationswechsel stattfindet. Der Geschäftsmann verhält sich mithin in diesem Falle richtig, wenn er erklärt, daß diese Gegenstände erst nach dem Dekorationswechsel verkäuflich sind.

Anders ist die Lage, wenn im Schaufenster billige Waren als sogenannte „Lockvögel" ausgelegt werden, die im Laden gar nicht vorhanden sind. Hier läuft der Geschäftsinhaber Gefahr, auf Grund des Gesetzes über den unlauteren Wettbewerb bestraft zu werden. So erließ vor einiger Zeit ein Gericht gegen einen Geschäftsmann einen Strafbefehl, weil dieser mit seiner Dekoration den Anschein eines besonders billigen Angebots zu erwecken suchte. Wer die billigen im Schaufenster ausgestellten Gegenstände kaufen wollte, hatte hier die Antwort erhalten, daß sie bereits verkauft und weitere Stücke im Laden nicht vorrätig seien. Das Gericht nahm hier einen Verstoß gegen das Wettbewerbsgesetz an.

Grundsätzlich sollen mithin, um dies zu wiederholen, nur solche Waren im Schaufenster gezeigt werden, die im Laden erhältlich sind oder nach den üblichen Bedingungen geliefert werden können. *H.*

Kinderzuschläge und Kinderbeihilfen

Der erhebliche Mehraufwand für Kinder wurde bei den Beamten bisher in dreifacher Hinsicht berücksichtigt: durch

1. Kinderzuschläge,
2. erhöhte Wohnungsgeldzuschüsse,
3. Berücksichtigung im Steuertarif.

1. Die Kinderzuschläge betrugen bis 31. Dezember 1940 — für alle Besoldungsgruppen und Dienstaltersstufen — für das

1. Kind	10,— RM
2. „	20,— „
3. „	25,— „
4. u. jedes weitere Kind	30,— „

2. Erhöhte Wohnungsgeldzuschüsse werden Beamten mit mehr als 3 bzw. mehr als 5 Kindern gewährt. Die Höhe richtet sich nach Tarif und Ortsklasse. Maßgebend für den Anspruch auf erhöhte Wohnungsgeldzuschüsse ist die Zahl der Kinder, für die Kinderzuschlag gewährt wird. So beträgt der Wohnungsgeldzuschuß z. B. bei einem verheirateten Beamten der Tarifklasse V (Besoldungsgruppe 4a bis 8a — Inspektor bis Assistenten (männl.) in Ortsklasse A:

ohne bis zu 2 Kindern	61,— RM	monatl.,
mit 3 oder 4 „	71,50 „	„
mit 5 und mehr „	82,— „	„

3. Die steuerliche Berücksichtigung richtet sich selbstverständlich nach der Gehaltshöhe. Für die Kinderzuschläge ist nunmehr eine Aenderung eingetreten, die eine in einzelnen Fällen nicht unerhebliche Besserung bedeutet.

Durch Gesetz vom 13. Januar 1941 ist der Kinderzuschlag nämlich einheitlich auf 20,— RM für jedes Kind bis zur Beendigung der Berufsausbildung, spätestens bis zum vollendeten 24. Lebensjahr festgesetzt worden. Die Staffelung für das 1., 2., 3. usw. Kind ist damit weggefallen. Das bedeutet zunächst eine Besserung für Familien mit einem Kind, meistens werden das Beamte mit Anfangsgehältern sein, bei denen ein monatlicher Betrag von 10,— RM schon ins Gewicht fällt.

Die Beamten aber mit 3 und mehr Kindern sind nun nicht etwa schlechter gestellt, wie es auf den ersten Augenblick scheinen könnte. Von dem gleichen Zeitraum, ab dem die neuen Kinderzuschläge in Kraft treten, gelten die Bestimmungen der Kinderbeihilfen-Verordnung vom 9. Dezember 1940. Danach gewährt das Reich allen unbeschränkt steuerpflichtigen Haushaltsvorständen (deutschen oder artverwandten Blutes), die ihren Wohnsitz oder gewöhnlichen Aufenthalt im Reichsgebiet oder in den eingegliederten Ostgebieten haben, für das dritte und jedes weitere Kind eine Kinderbeihilfe von 10,— RM.

In all diesen Fällen ist eine Besserung*) eingetreten, sofern alle Kinder kinderzuschlagfähig sind.

Ungünstiger stehen sich die Beamten allerdings dann, wenn die Kinder über das zuschlagfähige Alter hinauswachsen oder sonstwie (z. B. durch Tod) fortfallen. Vollendet z. B. bei einem Beamten mit vier Kindern der älteste Sohn das 24. Lebensjahr, so fiel der niedrigste Satz (also 10,— RM) und nicht etwa der höchste Satz (also 30,— RM) fort, er erhielt also nach bisheriger Regelung 75,— RM weiter, jetzt dagegen nur 70,— RM.

Diese Betrachtungsweise würde aber nicht der Wirklichkeit gerecht werden. Es ist zwar richtig, daß nach diesem Beispiel der Beamte 5,— RM, wenn der Kinderzuschlag für ein weiteres Kind wegfällt sogar 15,— RM weniger erhält als bisher. Dieser Fall tritt aber normalerweise zu einer Zeit ein (vom Todesfall des Kindes abgesehen), da der Beamte auf Grund seines Lebensalters in die höheren Gehaltsstufen aufgerückt ist, also geldlich sowieso schon besser gestellt ist als in den ersten Jahren, da noch alle Kinder zuschlagfähig waren.

Schließlich tritt auch dadurch eine wenn auch nicht erhebliche Besserung ein, daß die vom Reich gezahlte Kinderbeihilfe für das dritte und jedes weitere Kind nicht dem Einkommen hinzugerechnet wird, also auch nicht der Lohnsteuer unterliegt.

Reg.-Rat Horn

*) Eine kurze Uebersicht zeigt die Besserung am klarsten. Es erhält ein Beamter:

	Kinderzuschlag		Kinderbeihilfe	
mit 1 Kind	bisher 10,— RM,	ab 1. Januar 1941 20,— RM		
„ 2 Kindern	„ 30,— „	„ 40,— „		
„ 3 „	„ 55,— „	„ 60,— „	+ 10,—	zus. 70,— RM
„ 4 „	„ 85,— „	„ 80,— „	+ 20,—	„ 100,— „
„ 5 „	„ 115,— „	„ 100,— „	+ 30,—	„ 130,— „

usw.

dachte er. Er lief, was er konnte, denn er hörte die Amsel und eine Krähe hinter sich herlachen.

Müde suchte er wieder nach einem Platz zum Ruhen. Unter einer Tanne sah er ein Eichhörnchen, das benagte eben einen Tannenzapfen. Rasch wollte er vorbeischleichen, doch das Eichhörnchen rief herüber: „Gockelhahn, wo willst du hin? Komm hierher, da kann man herrlich ruhen, es ist kühl und schattig."

Langsam ging Kikriks hinüber. „Kommt hier auch kein Fuchs?" fragte er ein wenig ängstlich. „Nein", sagte das Eichhörnchen, „setz dich auf den Ast dort, ich will schon aufpassen, daß dir keiner was tut. Ueberhaupt, da herauf kann er gar nicht kommen."

Wie war Kikriks froh! Rasch schlief er ein.

Ein Bienlein flog durch die Luft und schaute verwundert herunter. „Wer sitzt denn da neben dir?" fragte es das Eichhorn.

„O", sagte dieses, „ein armer Hahn ist's, den alle Tiere ärgern. Immer rufen sie ihm nach, paß auf, sonst kommt der Fuchs und holt dich, und nun hat er solche Angst."

„Da will ich ihm ein Schlaflied summen", rief die Biene und fing an herrlich, zart und fein: „Summ summ, summ summ!"

Davon träumte dem Hahn etwas Wunderschönes, und vor Freude krähte er im Traum: Ji, ji! Und davon wachte er auf.

„Du kannst es aber!" rief das Eichhörnchen zu dem verschlafenen Gockel. „Sieh, dies Bienlein hat dir ein Schlafliedchen gesummt." Das Bienlein aber kam schon herbei und rief: „Ja, Gockelhahn, was seh ich, du bist ja der Hahn von unserem Hühnerhof! Wie kommst denn du in den Wald?"

Kikriks erzählte dem Bienlein, was er heute morgen erlebt hatte, und auch, daß er nun den Weg nicht mehr nach Hause finde.

„Dann komm nur mit mir", sagte die Biene, „ich fliege die Strecke alle Tage."

„Können wir nicht gleich gehen?" sagte da der Hahn. „Ich möchte gerne vor Abend noch bei meiner Familie sein."

Bei dem lieben Eichhörnchen bedankte sich Kikriks ganz besonders, aber dann war er froh, als es endlich losging. Das Bienchen flog ein Stück, und Kikriks lief hinterher. Dann flog es wieder ein Stückchen, und der Hahn lief rasch hinterdrein, bis er es wieder eingeholt hatte. So kamen die zwei nach Hause. „Hab Dank, liebe Biene", sagte der Hahn, „vielleicht kann ich dir einmal auch behilflich sein." Dann flog er über den Zaun.

Die Magd brachte eben das Futter. Die Hühnerfrauen und -kinder fraßen so fest, daß keines den heimkehrenden Gockel bemerkte.

Die Magd aber rief: „So, kommst du wieder, du Ausreißer!" Da drehten sich alle Hühner um und sahen nun den Kikriks hinter sich stehen.

„Wo warst du denn?" „Warum bist du so lange nicht mehr gekommen?" riefen sie durcheinander. „Erzähl uns!" Und beinahe hätten sie das Fressen vergessen. Aber Kikriks war müde. „Morgen erzähle ich", sagte er, pickte noch ein wenig, und dann ging er rasch ins Hühnerhaus zum Schlafen.

Als die anderen Hühner die Körner vollends aufgepickt hatten, gingen auch sie auf ihre Stangen im Hühnerhaus, freuten sich auf den anderen Tag, wo Kikriks alles erzählen würde und schliefen dann rasch ein.

Von einer Pflanze, die gern Fleisch ißt

Da zieht ihr ein ungläubiges Gesicht, was? Fleisch soll diese Pflanze essen? — Gewiß — dazu noch Eier und Quark! Aber — aber — unser Rosenstock ißt doch keine Eier! Und die Stiefmütterchen im Garten doch keinen Käse, sondern Wasser und gute Erde! Und das wollen doch alle Pflanzen. Dazu haben sie ja ihre Wurzeln, mit denen sie Nahrung aus dem Boden saugen. Oder habt ihr schon mal Schabefleisch um die Gänseblümchen gelegt, damit sie besser wachsen sollen? — Na also — demnach gibt's gar nicht solche Pflanzen! Halt — ehe ihr nun diesen Scherz weitererzählt, will ich euch etwas berichten:

Im Moor bin ich gewesen. Dort fand ich zierliche Pflänzchen. Wie eine Rosette sahen sie aus mit ihren sechs Blättern. Auf ihnen wachsen rote Härchen, die am Ende ein Köpfchen tragen. Die längsten Härchen sitzen am Rande des Blattes. Und auf den Härchen glänzen klebrige Tröpfchen. Nun könnt ihr euch schon denken, daß auf diesen klebrigen Härchen Insekten, Blattläuse, Käferchen, winzige Mücken kleben, nicht wahr? Aber das Sonderbare kommt noch:

So ein gefangenes Tierchen möchte doch wieder los. Es strampelt und zappelt. Doch die Pflanze packt zu! Langsam neigen sich die Haare vom Rande über das Tier. Es ist gefangen. Es stirbt. Und wenn wir nach längerer Zeit wieder nachsehen, liegt nur noch die Haut — zusammengetrocknet — da. Alles andere haben die Härchen ausgesogen. Die Pflanze hat das Tier aufgegessen. Ja — wenn wir ihr etwas Schabefleisch oder Quark geben, umschließen die Härchen auch diesen Happen, saugen ihn auf und lassen nur einen winzigen Rest übrig. Den Namen vergaß ich euch zu sagen: „Sonnentau" heißt sie, Sonnentau, weil immer winzige Tröpfchen wie Tau auf ihr liegen.

»Kikriks«, eine Gockelgeschichte

Auf einem Hühnerhof lebte ein Gockelhahn, der hieß Kikriks, und dieser hatte eine große Hühnerfamilie, mit der zog er jeden Morgen auf eine Wiese, wo es schönes grünes Gras zu fressen gab. Das war für alle ein großes Vergnügen.

An einem sonnigen Morgen war es nun, da stand Kikriks ganz traurig da, und auch die Hühnerfrauen und -kinder ließen ihre Köpfe hängen. Das Tor am Hühnerhof, durch das sie jeden Morgen auf die Wiese spazieren durften, war zu! Immer wieder rannte eines von den Hühnerkindern hinüber und sah nach, ob es denn auch wirklich nicht auf wäre. Aber das Tor war zu! Und die Hühner warteten und warteten, doch es kam heute keine Magd, um es aufzumachen.

„Was mach ich nur?" dachte Kikris. „Hier ist es so eng, die Kinder gackern und schreien, und nirgends ist ein grünes Gräslein."

Da fiel ihm plötzlich etwas ein. Er hatte ja Flügel! „Jii, jii!" rief er, und schon war er auf dem Dach des Hühnerhauses und sah stolz auf seine Frauen herunter. Die waren zu dick und zu schwer, sie konnten nicht mit ihm, und die Kinder noch zu klein. Doch Kikriks flog nun vollends über den Zaun und stand mitten auf der Wiese. Wie schmeckte ihm das Gras!

Aber auf einmal rief jemand hinter ihm: „Der Gockel ist ausgerissen, der Gockel ist auf der Wiese!" Ein Bub kam dahergerannt mit einem langen Stock und ging auf Kikriks los. Da rannte der Hahn, was er konnte, davon, nur immer zu, er wußte selbst nicht wohin. Immer weiter lief er, bis er in einen Wald kam. Da blieb er endlich stehen und schaute voll Angst zurück; aber es war kein Bub mehr zu sehen, und darüber war er sehr froh.

Im Wald war es so still. „Ich krähe einmal!" dachte Kikriks. „Vielleicht hört mich ein anderer Hahn und kann mir sagen, wo ich bin."

Da kam eine Maus aus ihrem Loch hervor und rief: „Du liebste Zeit, Gockelhahn, sei still, sonst kommt der Fuchs und holt dich! Gockelschwänze mag er besonders gerne!"

Da bekam Kikriks eine ungeheure Wut. Am liebsten hätte er auf die Maus losgepickt, aber die war schon verschwunden. So lief er nun davon, einem Weg nach, und kam auf einen steilen Berg.

„Wie schön die Aussicht ist", sagte der Hahn und schaute sich um. Hinter einem Busch saß ein Hase. Kikriks war nun schon wieder froh und rief lustig hinüber: „Guten Tag, da ist's mal recht schön!"

Aber der Hase dachte: Was tut dieser Stallhahn bei uns im Wald? und rief voller Spott: „Ja, schon schöner als auf der Kiste!" Da bekam der Hahn einen ganz roten Kopf vor Zorn. Doch der Hase rief schon wieder frech: „Hahn! Dein roter Feuerkamm, der wird dem Fuchs gefallen! Paß auf, den holt er sich!"

Da wurde Kikriks noch zorniger, er sträubte seine Federn, daß es ganz schrecklich anzusehen war und stürzte sich auf den Hasen. Doch der war schon längst hinter den Bäumen verschwunden und machte Kikriks eine lange Nase.

Der Hahn war ganz unglücklich. Wenn er nur den Weg nach Hause gewußt hätte! Es konnte ja doch am Ende sein, daß irgendwo der Fuchs hervorkam. Man wußte ja nie. Er war so müde von dem weiten Weg. Als er einen dürren Ast sah, setzte er sich darauf.

Wie Kikriks eben seinen Kopf ein wenig unter die Flügel stecken wollte, da rief's von oben von einem Baum: „Hahn Gockel, was tust du da unten? Paß auf, sonst kommt der Fuchs und holt dich!"

„Wer ruft denn da schon wieder?" sagte Kikriks und schaute hinauf. Oben saß eine Amsel und lachte frech herunter.

„Hat man denn nirgends Ruhe?" sagte Kikriks.

„Geh nur heim in deinen Hühnerstall, da beißt dich keiner!" rief die Amsel und hüpfte ein wenig näher.

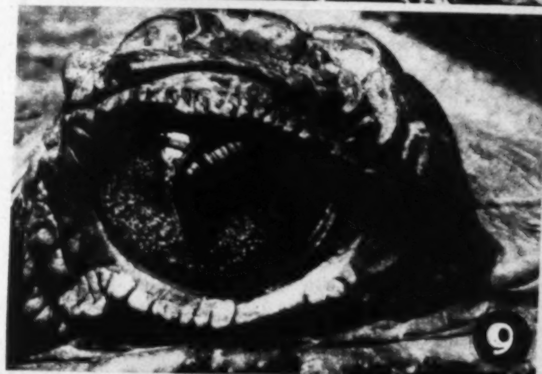
Doch Kikriks hatte genug. Er stand auf und rannte weiter. Was haben sie nur alle mit mir, ich habe ihnen doch nichts getan,

Wem gehören welche Augen?

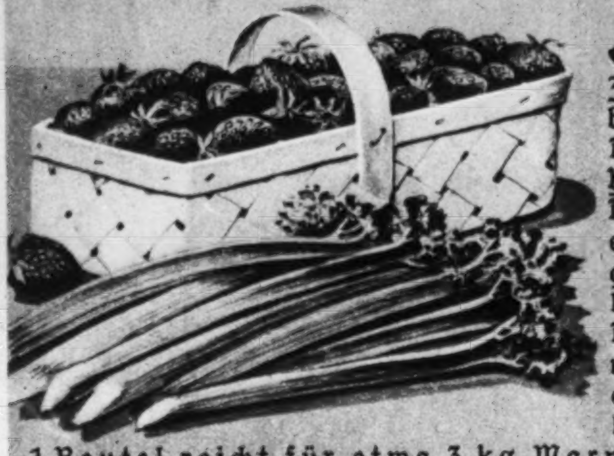
Seltsame Augen sind es, die uns hier anstarren. Wer kennt ihre Besitzer? Ich bin sehr neugierig, wer von euch in der Naturstunde gut aufgepaßt hat. Wer von euch allerdings das Glück hatte, einen zoologischen Garten zu besuchen, der wird die Lösung schon leichter finden. Aber auch all die Kameraden und Kameradinnen, die einen Tiergarten noch nicht besuchen konnten, brauchen nur die Augen und Sinne wachzuhalten, um diese Preisaufgabe richtig lösen zu können. Schreibt mir bis zum **4. Juli 1941** auf einer Postkarte: zu Tier Nr. . . . gehören die Augen Nr. . . . Für die sieben besten Lösungen setze ich als Preise aus: einen 1. Preis in Höhe von 10,— RM., einen 2. Preis in Höhe von 5,— RM. und fünf Preise in Gestalt von schönen Jugendbüchern. Gehen mehr als sieben richtige Lösungen ein, entscheidet das Los. Richtet die Postkarten an die **„Kinderwarte“** der **„Reichs-Elternwarte“, Berlin C 2, Wallstr.** 17—18.

Nun aber wollen wir uns einmal die Tiere näher betrachten. Da sehen wir unter Nr. 1 einen der letzten Vertreter der Urwelt, es ist der malaiische G a v i a l, ein zur Familie der Panzerechsen (Krokodile) gehöriges Ungeheuer, das im Ganges lebt und von den Indern als heiliges Tier verehrt wird. In der Gefangenschaft des Zoo kommt dieses fast 5 Meter lange Tier nur äußerst selten vor. Seht euch nur einmal das furchtbare Gebiß an! Beinahe 80 dolchartige Zähne „zieren“ die Schnauze. Mit dem möchte man im Ernst nichts zu tun haben, gelt? — Als nächstes sehen wir den S p i e g e l k a r p f e n (Nr. 2). Es sind ein paar feiste Burschen, die uns zwar keine Furcht einflößen, dafür aber das Wasser im Munde zusammenlaufen lassen, denn Karpfen in Butter —? Ich glaube, da braucht eure Mutti euch nicht lange erst zu Tisch zu rufen, nicht wahr? Mögen die Augen des Spiegelkarpfens, wie die aller Fische überhaupt, auch sehr ausdruckslos ausschauen, dafür besitzt er eben andere Qualitäten. — Käme nun Nr. 3. Da müssen wir uns erst durch das Gewirr des verschlungenen Körpers zurechtfinden. Es ist die größte aller Riesenschlangen, die P y t h o n r e t i c u l a t u s, oder auch indische Netzschlange genannt. Zwar besitzt sie keine Giftzähne, dafür aber vermag sie auch das stärkste Tier zu erdrosseln. Das macht sie höchst einfach, indem sie sich um das Opfer windet und dann den Leib fest zusammenzieht. Die Kraft, die die Riesenschlange in ihrem Körper besitzt, ist so ungeheuer, daß Jäger aus den indischen Dschungeln haarsträubende Abenteuer über sie zu berichten wissen. — Wie bieder und harmlos dagegen schaut uns der S e e - E l e f a n t (Nr. 4) an! Mag er sich auch noch so große Mühe geben, um ernst und würdig auszuschauen, so müssen wir doch lachen, nicht wahr? Ja, so ist es eben: je größer die Augen, desto weniger vermögen sie Furcht einzuflößen. Bei den Zähnen ist es allerdings umgekehrt. — Wie behäbig und selbstbewußt hingegen betrachtet sich der amerikanische O c h s e n f r o s c h (Nr. 5) seine Umgebung! Ob er wohl darüber nachdenkt, welche Arie er heute abend im Froschkonzert singen will? Vielleicht. Oder ob er den Photographen kritisch beobachtet, der ihn jetzt gerade auf die Platte zaubert? Sicherlich wird er jetzt gleich mit einem eleganten Sprung in den Teich plumpsen und sein Heil in der Flucht suchen. Das wären also die Tiere. Es fragt sich nun, welche Augen zu ihnen gehören. Bei einigen wird es euch nicht schwer fallen, denn da ist die Lösung ja so leicht. Bei anderen hingegen werdet ihr viel vergleichen müssen, um nicht falsch zu tippen. Ich bin ja sehr gespannt, wer als Sieger aus diesem Wettstreit hervorgehen wird.

Fritz.



Die köstliche Erdbeer-Rhabarber-Marmelade selbst bereiten:



Zutaten für etwa 3 kg Marmelade: 750 g Erdbeeren (vorbereitet gewogen), 750 g Rhabarber (vorbereitet gewogen), 1 Beutel Dr. Oetker „Gelier-Hülfe", 1½ kg Zucker.
Kochzeit: 3 Min. mit „Gelier-Hülfe", weitere 8 Min. mit Zucker. Die Erdbeeren werden gewaschen, gut abgetropft, sorgfältig verlesen und entstielt. Man wiegt die im Rezept angegebene Erdbeermenge genau ab, gibt sie in einen Kochtopf und zerdrückt sie sorgfältig, am besten mit einem Holzstampfer. Größere Früchte können vorher durchgeschnitten werden. Der Rhabarber wird gewaschen und abgetrocknet (nicht abziehen!). Man wiegt die im Rezept angegebene Rhabarbermenge genau ab. Danach wird er in ganz feine Stücke geschnitten und zu den Erdbeeren gegeben. Die weitere Herstellung erfolgt nach den auf den Beuteln gegebenen Anweisungen.

1 Beutel reicht für etwa 3 kg Marmelade.

Bitte ausschneiden!

mit Dr. Oetker Gelier-Hülfe

1891-1941

Manchesmal fehlt ausgerechnet nur ein Ei!

Das läßt sich aber vermeiden, denn Eier kann man ja in Garantol über 1 Jahr konservieren und wer das regelmäßig tut, der hat immer „seinen" Eierbestand im Hause. Mühelos und billig ist die Verwendung von Garantol.

Garantol konserviert Eier über 1 Jahr

- und was wichtig ist: die Eier können zu jeder Zeit unbedenklich entnommen und zugelegt werden!

Nervöses Herz?

Bei Herzklopfen, Atembeschwerden, Angstgefühl, Herzbeklemmung und anderen leichten Herzleiden hat Toledol-Herzsaft schon vielen die gewünschte Besserung u. Stärkung des Herzens gebracht u. einer Verschlimmerung vorgebeugt. Warum quälen Sie sich noch damit? Pckg. RM. 2.10 in Apotheken. Verlangen Sie kostenlose Aufklärungsschrift von Dr. Rentschler & Co., Laupheim 458

Das richtige *Wundpflaster* für Schnitt-, Schlag-, Quetsch-, Stich-, Riß- und Brandwunden heißt: **Trauma Plast**

überall erhältlich

Luftschutz ist Pflicht!

Haltet zum deutschen Buch!

Anzeigenschluß für Nummer 13 ist der 29. Mai

„**Hicoton**" gegen **Bettnässen**

Preis RM. 2.90. Zu haben in all. Apotheken, wo nicht, dann Rosen-Apotheke **München**, Rosenstr. 6

Asthma ist heilbar

oder oft wenigstens so zu bessern, daß die Anfälle wesentlich seltener und schwächer werden. Dazu gibt es ein von Professoren, Ärzten und Kranken erprobtes und anerkanntes Mittel gegen Erkrankungen der Luftwege (also auch Kehlkopf-, Luftröhren-, Bronchialkatarrh), das „Silphoscalin". — Es wirkt nämlich nicht nur schleimlösend, auswurffördernd und entzündungshemmend, sondern vermag das Gewebe der Atmungsschleimhaut widerstandsfähiger und weniger reizempfindlich zu machen, und das ist ausschlaggebend; das hat dem „Silphoscalin" seinen großen Ruf eingetragen. — Achten Sie beim Einkauf auf den Namen „Silphoscalin" und die grüne Packung. — 80 Tabletten RM. 2.57 in allen Apotheken, wo nicht, dann Rosen-Apotheke, München, Rosenstraße 6. — *Verlangen Sie von der Firma* **Carl Bühler**, *Konstanz, kostenlos und unverbindlich die interessante, illustr. Aufklärungsschrift S/597*

Ihre müden, überanstrengten Füsse

werden es Ihnen danken, wenn sie mit dem bewährten Efasit gepflegt werden. Mit Efasit schwinden alle Übel entzündeter, angegriffener Füße: Schwellungen, Blasen, Hornhautbildungen, wunde Stellen, Ekzeme, übermäßiger Fußschweiß. Machen Sie einen Versuch, aber nehmen Sie nur Efasit! Efasit-Fußbad (8 Stück) RM -.90, -Fußcreme RM -.55, -Fußpuder RM -.75, Hühneraugen-Tinktur RM -.75
In Apotheken, Drogerien und sonstigen Fachgeschäften.

Efasit-Vertrieb Togalwerk München 27

Efasit

DEUTSCHE REICHSPOST
POSTSPARKASSENDIENST

Ein schönes und erzieherisches Geschenk ist das Postsparbuch!

Eltern sollten es ihren Kindern bei besonderen Gelegenheiten schenken. Ist mit der ersten Einlage der Grundstock gelegt, dann wird das Weitersparen leichter. Mit der wachsenden Einlage steigt die Freude am Besitz, die Lust zum Sparen.

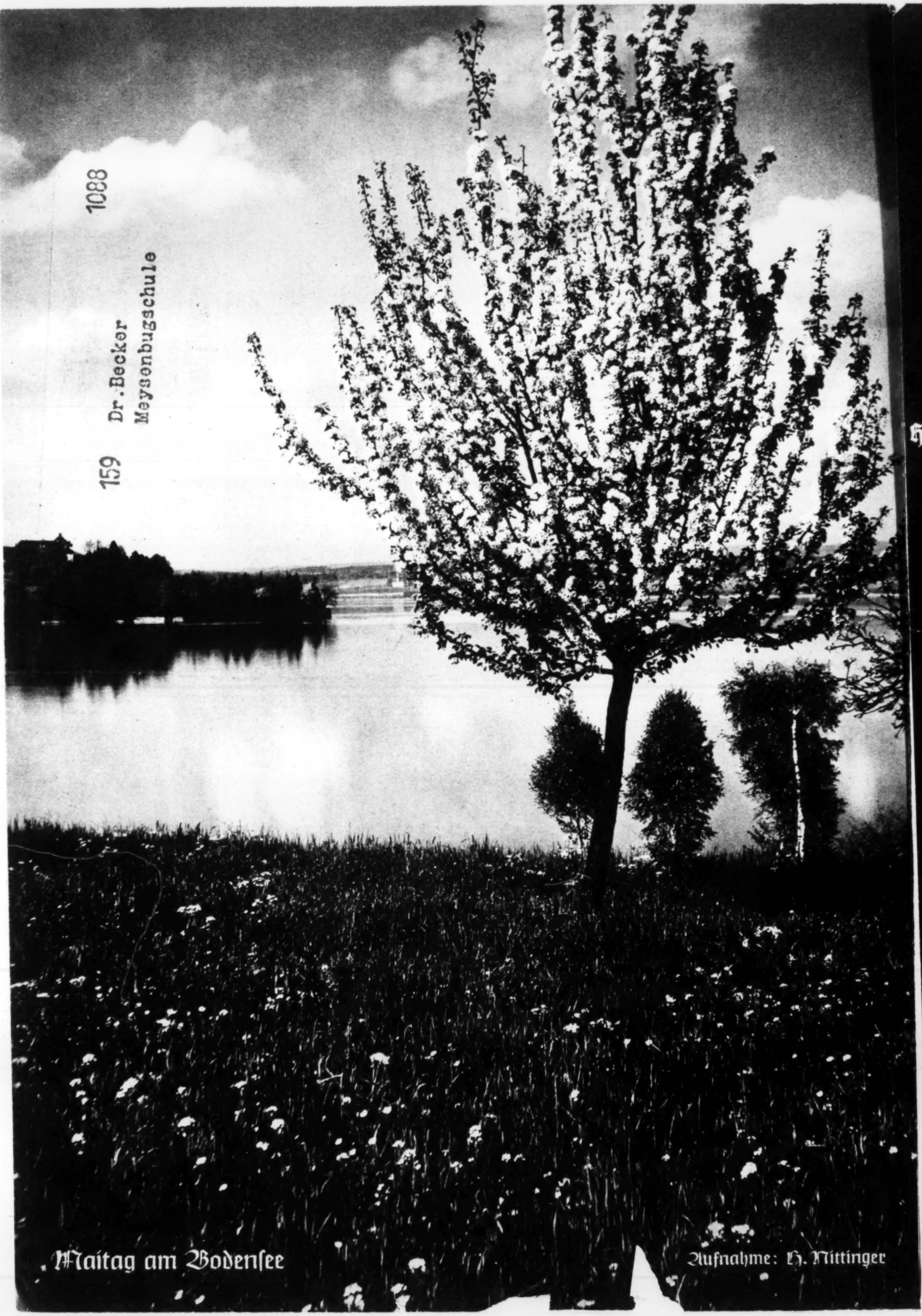
Beruhigung und **Sicherheit** in den Wechselfällen des Lebens gewährt der Besitz eines kleinen Kapitals.

Das weit verbreitete Verkehrsnetz der Reichspost an allen, auch den kleinsten Orten, erleichtert Einzahlungen und Abhebungen.

Jedes Postamt stellt Dir jederzeit ein **Postsparbuch** aus!

Verlag der „Reichs-Elternwarte": Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstraße 17—18
Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow

Anzeigenverwaltung: Heinrich Beenken Verlag, Berlin C 2, Wallstraße 17—18, Fernruf 16 02 55 (Sammelnummer). Postscheckkonto: Berlin 953 (Anzeigen-Abteilung). — Verantwortlich für den Anzeigen- und geschäftlichen Teil: Rudolf Krause, Berlin SW., Alte Jakobstraße 124. Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 3.
Druck: Heinrich Beenken, Buch- und Tiefdruckerei, Berlin C 2



Maitag am Bodensee

Aufnahme: H. Nittinger

1088
159 Dr. Becker
Meysenbugschule